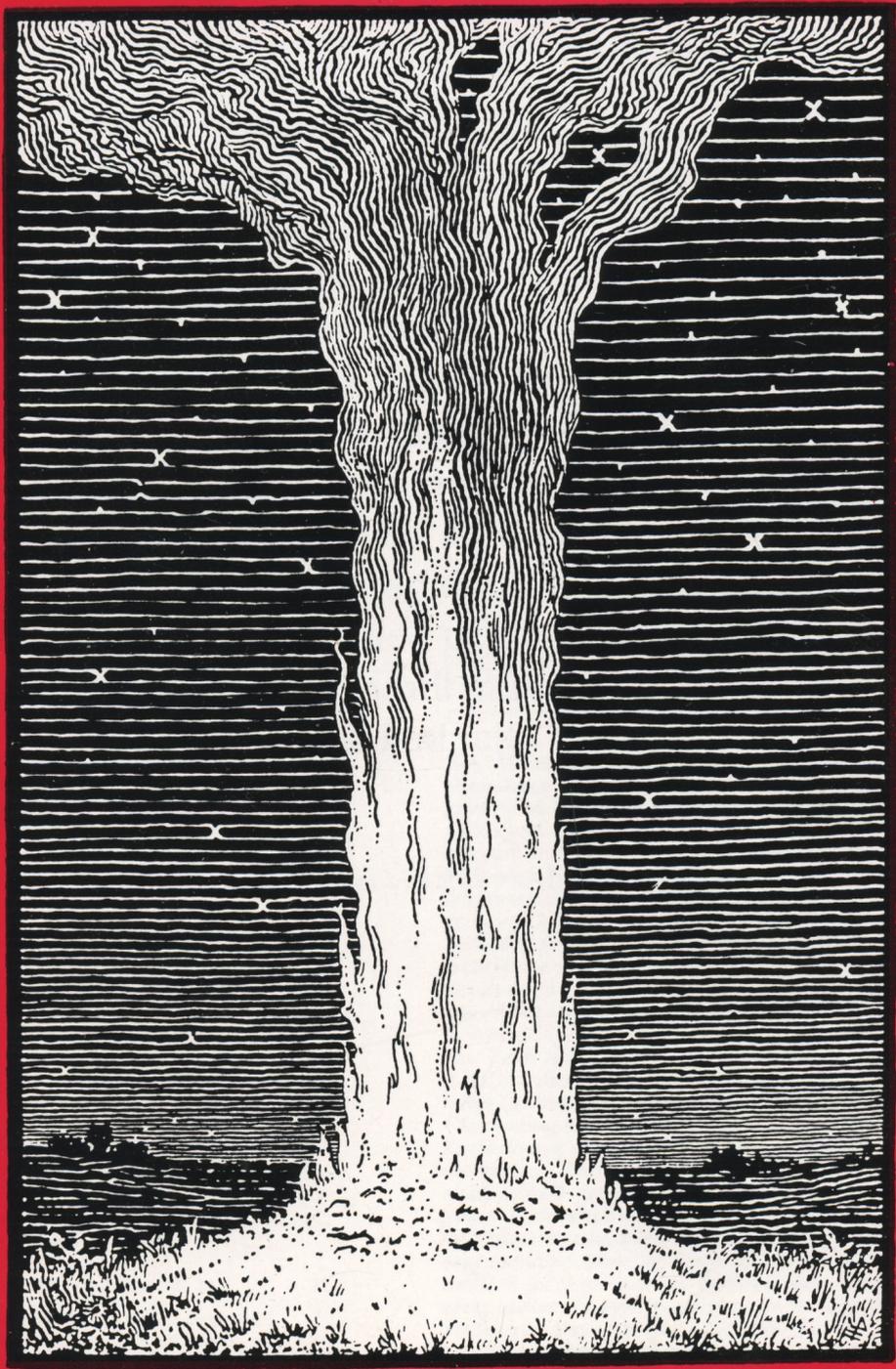


DIE LEITHEFTE DES THULE SEMINARS · Nr. 5 · Spezialausgabe Wintersonnenwende 1990 · 5. DM · Österreich 35, 68 · Luxemburg 110, 1fr · Schweiz 5, sfr

ELEMENTE

der Metapolitik zur  europäischen Neugeburt



Spezial

Wintersonnenwende 1990

Ich halte es für richtig, für jedermann die Gründe aufzuzeigen, die mich davon überzeugt haben, daß die betrügerische Lehre der Galiläer eine aus purer Gemeinheit geborene Erfindung von Menschen ist! Obwohl nichts daran irgendwie wirklich von Gott ist, hat diese Lehre es doch durch bedenkenlose Ausnutzung der abergläubischen, kindischen und unselbständigen Seite der Seele verstanden, daß man ihren Wundererzählungen Glauben schenkt.

KAISER JULIAN DER »ABTRÜNNIGE«



der Metapolitik zur
europäischen Wiedergeburt

Die Leithefte des Thule-Seminars
gegründet 1986 · ISSN 0178-7659

HERAUSGEBER

Thule-Seminar:
Forschungs- und Lehrgemeinschaft
für die indoeuropäische Kultur e.V.

LEITUNG

Pierre Krebs

CHEFREDAKTION

Burkhard Weecke

ÜBERSETZUNGEN

Jean-Louis Pesteil

MANAGEMENT

Yann Broun de Colstoun

WERBUNG

Raoul Hahn

Anzeigenpreisliste 4 vom 1. 1. 1990

ABONNEMENTS

Cornelia Mühling

STÄNDIGE MITARBEITER

Alain de Benoist (Paris)

Guillaume Faye (Paris)

Prof. Dr. Julien Freund (Straßburg)

Prof. Dr. Jean Haudry (Lyon)

Dipl.-Ing. Karl Hein (Gröbming)

Prof. Dr. Robert Hepp (Osnabrück)

Fhr. H. Jordis von Lohausen (Graz)

Pascal Junod (Genf)

Dr. Giorgio Locchi (Paris)

Holger Löns (Paris)

André Lopez (Montpellier)

Prof. Dr. J. de Mahieu (Buenos Aires) λ

Guy Mombert (Nice)

Isidro J. Palacios (Madrid)

Jean-Louis Pesteil (Luxemburg)

Dr. S. Potrzebowski (Pretoria)

Robert Steuckers (Brüssel)

Stefano Sutti (Mailand)

Prof. Dr. Jean Varenne (Paris)

Dr. Harald Vetter (Graz)

Michael Walker (London)

GRAFISCHE GESTALTUNG / BILDREDAKTION

Pierre Krebs

VERLAG UND REDAKTION

Postfach 41 04 03 / 3500 Kassel 41

SPENDENKONTO

»Förderkreis Elemente«

Stadtparkasse Kassel

Konto: 166 629 · BLZ: 520 501 51

Erscheint 2x im Jahr. V.i.S.d.P.: Pierre Krebs.

Vertretung in der Schweiz: Pascal Junod,

Centre National de la Pensée Européenne,

C.P. 25, CH-1211 Genf 6.

Copyright für alle Beiträge bei Thule-Seminar e.V.

Die Mitteilung

Indoeuropäische Beständigkeit 4
Pierre Krebs

Die Feier

Das Weihnachtsfest 5
Arbeitskreise des Thule-Seminars e.V.

Die Riten

Die Wintersonnenwende 9
Bräuche in der Vorweihnacht 12
Prof. Dr. Otto Huth

Das Symbol

Himinbjörg und Julleuchter 15
Dr. Walter Gallard

Die Götter

Frömmigkeit indoeuropäischer Artung 17
Prof. Dr. Hans F. K. Günther

Die Überlieferung

Die indoeuropäisch-solare Tradition 20
Julius Evola

Das Volk

Der physische Typus der Indoeuropäer 24
Prof. Dr. Jean Haudry

Hinweise der Redaktion

Ein Abonnement beginnt immer mit einer Hauptausgabe. Wenn Sie abonnieren wollen, bestellen Sie bitte die kürzlich erschienene Hauptausgabe Nr. 4. Das Abonnement kostet 35,- DM. Es schließt zwei Jahresausgaben und zwei Sonderausgaben ELEMENTE-Spezial ein. Jede Jahresausgabe umfaßt ca. 110 Seiten. Einzelheft: 20,- DM (einschl. Porto). Für Studenten, Schüler, Lehrlinge, Wehr- und Zivildienstleistende, Bewohner der ehemaligen DDR und Arbeitslose gilt ein ermäßigter Abonnementpreis von 25,- DM. Das Abonnement kann jederzeit ohne Einhaltung von Fristen gekündigt werden. Bereits bezahlte Beträge für noch nicht gelieferte Hefte werden rückvergütet. Für Mitglieder des »Thule-Seminars« ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Auslandspreis für das Abonnement: 42,- DM (für Studenten: 32,- DM), in Österreich und Schweiz: 38,- DM (für Studenten: 28,- DM), in Ländern außerhalb Europas: Preis auf Anfrage.

Alle Bezieher der Zeitschrift, die den fälligen Bezugspreis noch nicht entrichtet haben, bitten wir höflich, dies möglichst umgehend zu erledigen. Gleichzeitig möchten wir an dieser Stelle für die zahlreich eingegangene Zustimmung nach Erscheinen der 4. Ausgabe herzlich danken. Die Beantwortung der umfangreichen Korrespondenz ist uns zur Zeit leider nicht schnell genug möglich. Wir bitten um freundliches Verständnis. Selbstverständlich sind wir weiterhin auf Ihre Hilfe angewiesen und für jede Unterstützung, seien es Abonnements, Bestellungen, Werbehilfe usw., sehr dankbar. Bestellen Sie nicht nur die Bücher des »Thule-Seminars«, sondern jedes gewünschte Buch bei uns – auch so fördern Sie den Fortgang unserer Arbeit: Ariadne, Buch- und Kunstversand des »Thule-Seminars«, Postfach 10 02 26, 3500 Kassel 1 und Bücher für die Ersten von Morgen bei Burkhard Weecke, Mittelstraße 51, 4934 Horn am Externsteine. Hier erhalten Sie auch künstlerische Drucksachen aller Art, hergestellt in traditionellen Satz- und Druckverfahren (Akzidenz- und Werksatz, auch in Frakturschriften).

Die Mitteilung.

INDOEUROPÄISCHE BESTÄNDIGKEIT
Pierre Krebs

Mit dieser ersten Lieferung von *ELEMENTE-Spezial*, die wir dem Leser vorlegen, wird der zweite Teil unseres publizistischen Konzepts Wirklichkeit. Standen in der Hauptausgabe größtenteils intellektuelle Fragestellungen im Mittelpunkt unseres Anliegens, so steht dieses Beiheft viel eher im Zeichen des Pragmatismus: Kurzbeiträge über ein bestimmtes Thema, beliebig oder zu besonderem Anlaß aus dem reichhaltigen kulturellen und geistigen Erbe unserer Weltansicht gewählt, sollen dazu verhelfen, die praktischen Werkzeuge zusammenzustellen, die wir für geeignet erachten, unser Gedankengut mit Leben zu füllen, unserer Weltanschauung Gewicht und Gestalt zu verleihen.

Zu diesem Zweck wollen wir Folgendes zusätzlich vermitteln: Kurze Hinweise über Probleme der Mythologie, der Symbolkunde oder der Geschichte, praktische Ratschläge zum Erleben eines Ritus oder zur Gestaltung einer Feier, Festkalender der Gemeinschaft, Winke zur Winter- oder Sommersonnenwende, Mitteilung nützlicher Adressen, bibliographische Quellenhinweise, biographische Meilensteine usw. Mit einem Wort, *ELEMENTE-Spezial* soll gewissermaßen das Übungsheft unserer Weltanschauung werden, die didaktische Weiterführung der inhaltlich vorrangig theoretisch ausgerichteten Hefte der Hauptausgabe.

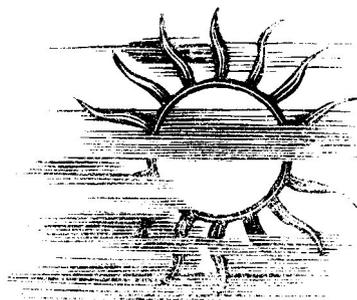
Wir sind nämlich der Auffassung, daß eine Weltansicht, die sich ausschließlich im Buche oder im Studium erschöpfen würde (sozusagen im geschlossenen Raum der Bibliotheken oder Seminare), ein zwar beliebter Tummelplatz für intellektuelle Spiele, jedoch nie eine Bereicherung für den Geist und eine Heimat für die Seele sein kann. Eine Idee, die bloß papierene Sache ist, mag vielleicht den Geist anregen, doch bleibt sie wirkungslos auf die Dyna-

mik des gesellschaftlichen Lebens. »Alle Theorie ist grau, doch ewig grün ist der Baum des Lebens«, soll einmal Goethe gesagt haben.

Außerdem wissen wir nur zu gut um die Tragweite der gewaltigen Herausforderungen, die die derzeitigen Weltereignisse für das Schicksal unserer Völker und unserer Kultur darstellen, als daß wir es künftighin vor uns selbst vertreten könnten, der Einsiedlermentalität ideologisch Unreifer, die nie müde werden, der Geschichte hinterherzurennen, weiter schweigend zuzusehen. Solange das Indoeuropäertum eine lebendige – und belebende – Sehnsucht bleiben wird, der Vergangenheit zugewandt, damit dieser Rückgriff auf die Wurzeln (nicht eine Rückkehr zu ihnen!) uns die Kraft gebe, die Modernität von morgen zu gestalten, wird alles Aufbauende möglich sein. In dem Zusammenhang dürfen wir nicht vergessen, daß 'Folklore' lediglich als Friedhof der Sehnsüchte eines Volkes zu verstehen ist.

Das indoeuropäische Europa ist aber noch immer an seiner hellen Hautfarbe sowie an der geistig-seelischen Originalität, die in seinem Blut angelegt ist, erkennbar. Laßt uns also lernen, unsere Ideen durch unser Verhalten, durch Ritus und Feier in die tägliche Wirklichkeit umzusetzen, auf daß die sinnlichen Bande, die Europa mit seinen heidnischen, hyperrealen Wurzeln verknüpfen, einst die Brücke werden mögen, die in die Zukunft hinüberleitet. Uns ist es gegeben oder aufgedrungen, die Weichen von morgen zu stellen. Denn morgen wird das sein, was heute erlebt und verwirklicht wird. ◆

(Eugen Nerdinger)



Die Feier.

DAS WEIHNACHTSFEST Arbeitskreise des Thule-Seminars

Wenn der Neblung (November), der Monat der Toten vergangen ist, beginnt sogleich die Weihnachtszeit mit ihrem tiefen, gemütbewegenden Wissen um das Wiedererwachen der Sonne aus dem Schafe, um das Neuwerden aus dem winterlichen Tode, um die Lichtgeburt aus der herrschenden Finsternis der langen Nächte. Obwohl wir in einer sterilen Gesellschaft des übersteigerten und naturfeindlichen Konsums leben, so steht in uns das indoeuropäische Urerlebnis der Wiedergeburt von Licht und Leben jedesmal aus einer solchen leidenschaftlichen Tiefe auf, daß wir selbst immer wieder davon überrascht sind. Und daher empfinden wir, daß Weihnachten das größte unserer Feste im Jahreslauf ist.

DIE ZEITEINTEILUNG

Dazu muß man sich zunächst ein Bild des Ablaufes der Festzeit machen. Sie reichte früher vom 6. im Jul (Dezember), dem alten Wodanstage (Nikolaustag), bis zum 6. im Hartung (Januar), dem alten Friggatag (Hl. Drei Könige), und hatte ihren Höhepunkt zur Sonnenwende in der Nacht des 21. im Jul, wenn auf den Bergen die Feuer angezündet wurden. Wir sind an einige Änderungen gewohnt, so daß sich folgende Zeiteinteilung ergibt. Vom ersten Sonntag im Jul bis zum 24. Jul dauert die Bereitungszeit (Adventszeit), in ihr liegen die vier Julsonntage, der Wodanstag am 6. und der Sonnwendtag am 21. Nach der eigentlichen Weihnachtsnacht, am 24. im Jul, folgen die Zwölfen. Das sind die zwölf Nächte und Tage, die mit dem Friggatag am 6. im Hartung enden. Für unsere Vorfahren waren die Zwölfen von besonderer Feierlichkeit erfüllt. In dieser Zeit liegt der Altjahrabend und der Neujahrtag.

DER JULKRANZ

Für die vier Julsonntage hat sich überall ein Brauch durchgesetzt, der an älteste Vorstellungen anknüpft: Der Julkranz (Adventskranz) wird im Zimmer aufgehängt. Er erfüllt die Wohnung mit dem ersten Fichtenduft der Weihnachtszeit, weckt mit seinen roten Bändern die Freude auf

das große kommende Fest und erleuchtet schließlich mit seinen vier Kerzen das Dunkel der langen Winterabende. Der Kranz ist Gleichnis des alten Sonnenrades, und da er aus lebendigem Grün ist, erinnert er an den alten Lebensbaum, an dem er ja eigentlich hängen soll!

Der Kranz besteht aus Tannengrün, das um einen hölzernen Reifen gebunden wird. Auf dem Kranze werden vier rote Kerzen befestigt. Am Nachmittag des ersten Julsonntages entzündet man die 1. Kerze. An jedem der nächsten drei Sonntage wird ein Licht mehr entzündet: Hier wächst schon, trotz der kürzer werdenden Tage, das neue Licht heran, das später im Julfeuer und am Weihnachtsbaume in unendlicher Fülle erstrahlen soll. Es ist auch Brauch, am ersten Sonntag vier und am letzten Sonntag nur eine Kerze brennen zu lassen. Damit wird dann auf das untergehende alte Jahr verwiesen, das, in der letzten Kerze verlöschend, am Weihnachtsbaume als Neugeburt wieder erstrahlt.



Nach altem Brauch werden zur Sonnenwende Feuer abgebrannt, deren erneuernde Kraft die Feiernden in der Überlieferung eigener Art verbindet. Der gemeinsame Sprung zweier Liebenden durch die Flammen des Sonnwendfeuers gilt als gegenseitiges Versprechen.

WEIHNACHTSMÄRCHEN

Die Weihnachtszeit ist wie keine andere die Zeit des Märchenerzählens. Der Kern unserer Märchen ist Jahrtausende alt. Wer aus ihnen den tiefen Inhalt des Geschehens der Wintersonnenwende herauszulesen versteht, der macht mit seinem Erzählen nicht nur den Kindern eine Freude, sondern stärkt in sich selbst das Wissen um die Tiefe des Weihnachtsgeschehens und damit seine eigene Identität. An jedem Julsonntage kann ein neues Märchen gelesen werden: Alle handeln sie von der Wintersonnenwende und dem kommenden Frühlingsgeschehen.

1. Julsonntag: Rotkäppchen

Das Kind mit der roten Mütze (Sonne) gelangt in den finsternen Wald und wird, als es zur Mutter Erde (Großmutter) eingehen will, von einem Untier verschlungen. Der junge Jäger bringt die Befreiung und damit die Neugeburt des Jahres.

2. Julsonntag: Schneewittchen

Das königliche Kind gelangt in den tiefen Wald und wird, als es zur Erde eingehen will (Zwergenreich), von der Unholdin (Stiefmutter) getötet. Es ruht auf einem Berg in einem Glassarge (der Eiswinter) und wird von dem jungen Helden befreit und heimgeführt.

(Zeichnung von Racham)



3. Julsonntag: Jungfrau Marleen

Die Königstochter wird in einen Turm gemauert (Tod der Sonne). Die Welt ist öde und leer. Der Königssohn will sie befreien. Die böse Braut (Unholdin) verhindert es. Endlich, als die richtige Zeit da ist, erkennt der junge Held die wahre Braut und führt sie heim.

4. Julsonntag: Dornröschen

Die Königstochter gelangt in den Turm der spinnenden Alten. Sie verfällt in den Todesschlaf. Die Welt verodet, bis der junge Königssohn kommt und frei durch die Dornhecke schreitet, weil die Zeit erfüllt ist (Wintersonnenwende). Er weckt die Schlafende durch einen Kuß. Die Welt erstrahlt in neuem Glanze, der Königssohn führt die Braut heim. (Vergleiche: Sage von Sigurd und Brynhild in der Waberlohe.) Im Reinhardswald bei Kassel befindet sich das legendäre Dornröschenschloß (Sababurg).

DER WODANSTAG UND DER JULTELLER

Am 6. im Jul ist der alte Wodanstag. Früher fuhr der Gott unserer Vorfahren durch die Lüfte, kehrte in den Häusern ein und erzeugte sich den Menschen freundlich, indem er ihnen kleine Geschenke brachte. Er wollte dadurch mit der beginnenden Weihnachtszeit das neue Jahr ankündigen. Die Kirche setzte, da sie die jährliche Einkehr des guten Geisterführers mit dem weißen Barte, mit dem Einauge und dem Pelzmantel nicht hindern konnte, bald einen ihrer Heiligen, nämlich den Nikolaus an seine Stelle. Aber in vielen Gegenden Deutschlands ist er doch der *Schimmelreiter* oder der *Ruprecht* (= *Hruodpercht* = der von Ruhm Strahlende, Beiname Wodans) oder kurz der *Weihnachtsmann* geblieben.

Wenn ein Kind geboren wird, so soll es zu seiner Namensgebung einen Julteller erhalten. Das soll ein alter Zinnteller, ein Holzteller oder ein irdener Teller mit Lebensbaum und Umschrift sein. Jedes Mitglied der Familie stellt diesen Julteller mit Lichtern auf seinen Geburtstags-tisch, gebraucht ihn als Gabenteller am Wodanstage, zu Weihnachten und Neujahr, stellt ihn zu Ostern für die Ostereier zurecht, läßt ihn zum Erntefest mit Äpfeln füllen und braucht ihn zur Hochzeit für Salz und Brot. Zur Todesfeier aber soll das letzte Lebenslicht auf diesem Julteller stehen.

DER WEIHNACHTSBAUM

In der Sonnenwendnacht bringt man einen der Bäume, die den leuchtenden Schein des Sonnenwendfeuers gesehen haben, herein in die warme Stube, setzt den Baum in das Radkreuz und schmückt ihn mit den Lichtern der Weihnacht. Da steht der immergrüne Lebensbaum und spricht von dem dunklen Wintertod des alten Jahres und der leuchtenden Neugeburt der kommenden Zeit.

Dieser Sinn soll uns auch dann bewußt bleiben, wenn wir den Baum in den Städten auf dem Weihnachtsmarkt kaufen müssen. Es soll ein schöner schlanker Baum sein, der mit seinen weit ausladenden Ästen Ernst und Feierlichkeit im Raume verbreitet. Er steht in der Jul-Ecke des Hauses. Auf das Schmücken soll sehr viel Sorgfalt verwandt werden. Man fängt nicht erst am letzten Tage mit der Vorbereitung an, so daß dann alles überstürzt wird und

die nächste Drogerie zur Ergänzung des Fehlenden mit allerhand unsinnigem Krimskrams erhalten muß.

Das Radkreuz vom Julkranz wird nun zum Ständer des Baumes. An seine Spitze soll gar nichts gesteckt werden, der oberste Trieb bleibt frei. Der schönste Schmuck des Baumes sind brennende Lichter. Außer ihnen sollen die rotesten Äpfel in reicher Zahl an dünnen Drähten eingehängt werden; denn der Apfel ist Sinnbild des schlummernden Lebens, das aus ihm einst hervorbrechen soll, und seine Farbe deutet auf die goldenrote Sonne. Sinnbilder derselben Bedeutung sind golden und silber gefärbte Nüsse. Weiter dürfen in dem Baum die zuvor gebackenen Gebild- und Spekulatiuskuchen und das Marzipanschwein, das an den Juleber erinnert, sowie das Sonnenrad nicht fehlen.

DIE WEIHNACHTSFEIER

Die Weihnachtsfeier begehen wir wie die Sonnwendfeier am Abend, nicht am Morgen. Weihnachten ist das Fest des neugeborenen Lichtes und des sich immer erneuernden Lebens. Darum ist es die Feier des Gedenkens an die Geburt des Kindes, des Wunsches für das Gedeihen der ganzen Familie. Aus diesem Anlaß beschenken wir uns zu Weihnachten. Dies ist ein Zeichen gegenseitiger Achtung für den verantwortlichen Anteil, den ein jedes teilnehmende Glied der Familie für ihr Bestehen inne hat. Darum ist in Deutschland Weihnachten ein ausgesprochenes Familienfest.

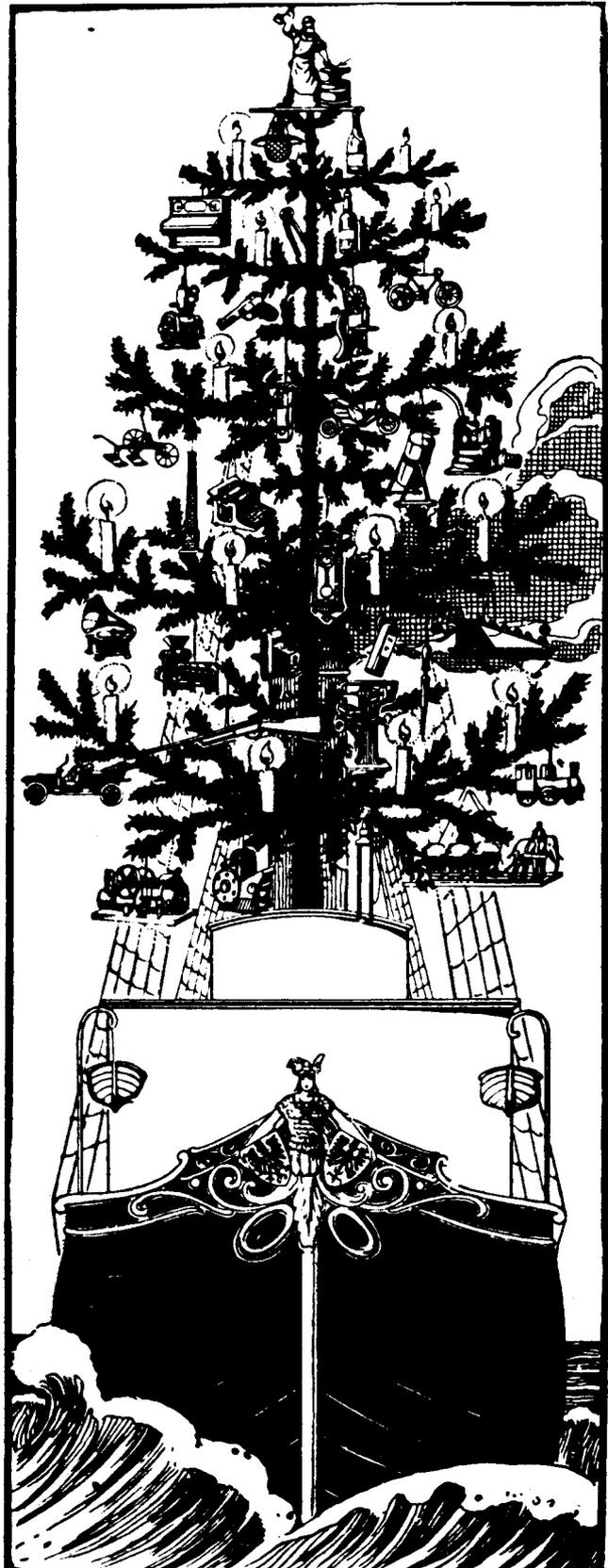
Die Geschenke werden geheimnisvoll in der Jul-Ecke unter den Weihnachtsbaum gelegt. Wenn alles hergerichtet ist, beginnt die Weihnachtsfeier mit einem besonders ausgewählten Abendessen. Es ist ein größeres Mahl, dessen Hauptgang das Karpfengericht, der Gänse-, Wildschwein- oder Hasenbraten bilden soll. Diese Tiere, aus dem Bereich des Wassers, der Luft und der Erde genommen, sind seit alters her auf dem Weihnachtstisch zu finden und sollten niemals durch andere Gerichte verdrängt werden.

Nach dem Essen zündet man den Julleuchter an, von dem die Kerzen des Baumes ihr Licht erhalten, die zu 13 (12 Monate mit dem 13. neuwerdenden) oder 27 (3 Mondwochen von 9 Tagen) aufgesteckt sind. Dabei läßt man 3 auffällig zusammenstehende Kerzen ohne Licht. Wenn die Familie versammelt ist, zündet man die letzten drei Lichter am Julleuchter an. Dann wird das Lied vom Tannenbaum angestimmt, denn ohne Lied ist dieses Fest nicht denkbar, und nun geht jeder zu seinen Geschenken.

DER ALTJAHRABEND UND DER JULLEUCHTER

Dem Weihnachtsabend folgen die *Zwölften* mit ihren zwölf heiligen Nächten. In dieser Zeit wurde früher nicht gearbeitet. Die Tage waren die hohe Festzeit unserer Vorfahren. In ihnen zog Wodan mit dem Heere der Gestorbenen durch die Lüfte, und Frigga oder Frau Holle führte das Heer der Ungeborenen über den Häuptern der Menschen dahin.

Wir sollen in dieser Zeit, so oft es möglich ist, den Weihnachtsbaum entzünden. In der Altjahrmacht aber erreicht das Fest noch einmal seinen Höhepunkt. Noch einmal wiederholen sich die Ereignisse der Weihnacht, denn noch einmal nehmen wir Abschied vom Vergangenen und blicken hoffnungsvoll in die Zukunft. Aber der Altjahrabend trägt ein ausgesprochen fröhliches Gepräge. Die Kinder



haben sich Knallfrösche besorgt und machen sich Freude auf ihre Weise. Die Mutter holt den Löffel zum Bleigießen hervor, der nur in dieser Nacht benutzt wird. Aus den krausen Figuren des im Wasser abgeschreckten Metalles will nun ein jeder die Gestalt des kommenden Schicksals ablesen. Der Altjahrpunsch zum Umtrunk duftet durchs Haus, und das Abendbrot ist wieder ein Festmahl wie am Weihnachtsabend.

Zur Mitternacht aber, wenn der Weihnachtsbaum lange erloschen ist, dann stellt man den Julleuchter auf den Tisch. Dieser Leuchter mit seiner Jahreskerze hat bei fast allen Feiern im Jahreslaufe einen Augenblick lang geleuchtet. Davon ist die Kerze in seinem Innern herabgebrannt. Heute, am Altjahrabend, soll er nun ein neues Licht erhalten. So wie bei unseren Ahnen das heilige Herdfeuer nie verlöschen durfte, so soll es auch mit unserem Leuchter sein. Er ist uns damit Sinnbild des nie verlöschenden Sonnenlichtes.

DAS GEBÄCK

Seit jeher gehören zur Weihnachtszeit Kuchen in dreierlei Form: 1. als Rad- und Plattenkuchen, 2. als Pfefferkuchen und Spekulatius, 3. als Gebildkuchen. Das Gebäck ist also wie der Weihnachtsbaum, der Julkranz und die Lichter Ausdruck des großen Geschehens der Wendezeit.

1. Der *Radkuchen* (Napfkuchen), mit einer Kerze in der Mitte; 2. der große *Plattenkuchen*; 3. *Leb- und Pfefferkuchen* (als Herz-, Stern- oder Radformen ausgestanzt); 4. *Spekulatiusgebäck*. Was das Spekulatiusgebäck betrifft, sind einige wenige Formen alter Herkunft allen anderen gegenüber zu bevorzugen: Der Hahn (Tagverkünder), der Eber (Juleber), der Reiter (Wodan auf seinem Hengst), der Jäger (Wodan), die Spinnerin (Frau Holle oder Frigga), der Lebensbaum und das Menschenpaar. Die Spekulatiusfiguren und die Gebildkuchen in ihren sinnvollen Gestalten sollen am Julkranz, bestimmt aber am Weihnachtsbaum wiederzufinden sein. ◆

(aus: »*Teksten, kommentaren en studies*«)



Die Riten.

DIE WINTERSONNENWENDE Prof. Dr. Otto Huth

In den langen Nächten des Winters feierten die Germanen einst das Hauptfest des Jahres: das Wintersonnenwende-Neujahrsfest. Wesentliche Bräuche dieses germanischen Festtages leben heute noch in unserem Weihnachtsfest und den übrigen Festtagen der Mittwinterzeit, den Zwölf Heiligen Nächten fort. Allerdings hat sich auch mancher Wandel vollzogen. Manches ist nur noch in Resten erhalten, die erst verständlich werden, wenn man die ursprünglichen volleren Formen kennt. Da ist z. B. sehr auffällig, daß die Sonnwendfeuer, die im Mittsommer eine so große Rolle spielen, im Winter aus älterer Zeit kaum bezeugt sind. Daß sie einst auch im Mittwinter üblich waren, kann nicht zweifelhaft sein; schon die Verbreitung und das große Alter der Sommersonnwendfeuer weisen darauf hin, daß auch in der Wintersonnenwende entsprechende Feuer abgebrannt wurden. Die beiden Festtage oder besser Festzeiten des Mittsommers und des Mittwinters zeigen sehr viele Übereinstimmungen. Man hat auch längst erkannt, daß diese Sonnwendfeuer das heilige Feuer der Sonne darstellen, das zu diesen Festzeiten auf die Erde herab geholt wird, und allen Leben, Fruchtbarkeit und Freude mitteilt. Man muß diese Feuer im Mittwinter noch viel mehr erwarten als im Sommer, denn nach altem germanischen Glauben stirbt die Sonne im Winter und wird neu geboren. Wenn man also heute die Sonnwendfeuer auch im Mittwinter wieder abbrennt, so darf man überzeugt sein, einen alten Brauch wieder aufgenommen zu haben. Daß die winterlichen Sonnwendfeuer aus den früheren Jahrhunderten wenig bezeugt sind, muß einen besonderen Grund haben. Sie sind wohl tatsächlich schon frühzeitig weithin außer Brauch gekommen, und zwar deshalb, weil sie besonders stark bekämpft wurden als Überbleibsel eines alten, wie man sagt, heidnischen Kultes. Die winterlichen Sonnwendfeuer dürften also im deutschen Volksbrauch deshalb so stark in den Hintergrund treten, weil sie im germanischen Altertum einst noch bedeutendere Stellung einnahmen als die übrigen Jahresfeuer und auch das mit ihm nächst verwandte Sonnwendfeuer des Mittsommers.



Nach altem germanischen Glauben stirbt die Sonne im Winter und wird neu geboren.

Daß die Dinge tatsächlich so liegen, ergibt sich aus anderen Volksüberlieferungen. Heute fast ganz in Vergessenheit geraten ist der Brauch des Weihnachtsklotzes, der noch im vorigen Jahrhundert in verschiedenen Gegenden Deutschlands lebendig war. Ein mächtiger Wurzelstock einer Eiche oder Buche wurde feierlich am Weihnachtsabend ins Haus eingeführt und ans Herdfeuer gelegt. Er blieb bis zum nächsten Weihnachtsfest dort; denn nur bei besonderen Gelegenheiten schob man ihn näher ins Feuer, so daß er das ganze Jahr über reichte. Seine letzten Reste wurden dann am Weihnachtsfest auf die Äcker gebracht, denen sie, wie man glaubte, reichen Segen sicherten. Dieser Weihnachtsklotz ist das sichtbare Bild der jährlichen Dauer des Herdfeuers. Nach ursprünglicher Anschauung ist Ewigkeit keine unendliche Dauer, sondern immer wiederkehrende Erneuerung. So wurde auch das heilige Feuer, das schon in alter Zeit »ewiges Feuer« heißt, einmal im Jahr, und zwar eben zur Wintersonnenwende, gelöscht und feierlich neu entzündet. Mit dieser Erneuerung des ewigen Herdfeuers steht der Weihnachtsblockbrauch in engem Zusammenhang. Er wurde in das neuentzündete Feuer gelegt, das als göttliches Feuer galt. Die verjüngte Flamme des Hauses leuchtete am Mittwintertag als ein Zeichen der wiedergeborenen Sonne, und mit dem neuen Feuer kehrten segensbringende Geister in das Haus ein. Man ließ in der Nacht das Licht hell brennen und stellte Speise und Trank auf den Tisch; denn in diesen heiligen Nächten kehrten auch die Seelen der Verstorbenen bei



In diesen heiligen Nächten kehren die Seelen der Verstorbenen bei den Lebenden ein und werden gastlich aufgenommen. Oben: Richard Klein, Das Erwachen.

den Lebenden ein und wurden gastlich aufgenommen. Sie bringen das Glück und verbürgen dem Hause das Gedeihen im kommenden Jahr. Um diesen göttlichen Ahnenseelen die Wohnung würdig zu machen, räucherte man in den Häusern mit den alten seit Urzeiten überkommenen volkstümlichen Räuchermitteln, nämlich mit Wacholderbeeren und Baumharzen. Der Hausvater selbst trug die Glutpfanne, auf die das Harz, die Wacholderbeeren und mitunter auch Kräuter gelegt wurden, gefolgt von sämtlichen Mitgliedern der Hausgemeinschaft, durch alle Räume – auch die Ställe – und durchräucherte sie. In Tirol wurde bei diesen Räucherungen vom Hausvater stets der Spruch hergesagt: »Glück ins Haus, Unglück hinaus!«

Verschiedene deutsche Volksüberlieferungen gestatten uns noch etwas Genaueres darüber auszusagen, wie einst im Mittwinter das neue heilige Sonnenfeuer hergestellt wurde, mit dem die gelöschten Herdfeuer neu entzündet wurden. Es geschah dies auf die altertümliche Art des Reibens von Holz, und zwar wurde entweder ein Pfahl in der Nabe eines Wagenrades gequirlt oder mit Hilfe eines Seiles ein Stab gedreht, der zwischen zwei in den Boden gerammten Eichenpfählen oder in horizontaler Lage eingespannt wurde. Dieses Holzfeuerzeug mußte von zwei Burschen bedient werden, die die gleichen Namen hatten oder Brüder waren. All dies ergibt sich aus dem sogenannten Rotfeuerbrauch, der Rückschlüsse auf die Wintersonnenwende erlaubt. Das Rotfeuer, d. h. Reibefeuere, ist nichts anderes als die aus einem besonderen Anlaß wiederholte wintersonnenwendliche Herderneuerung. Es wurde in einigen Gegenden nachträglich wieder auf einen bestimm-

ten Jahreszeitpunkt festgelegt, und zwar meist auf die Sommersonnenwende. Im allgemeinen wurde es aber nur aus einem besonderen Anlaß – meist wegen einer Viehseuche – veranstaltet. Es kann nur neu gerieben werden, wenn zuvor im ganzen Dorf jedes Feuer und jedes Licht gelöscht war. Jeder Hausstand mußte Holz für den Scheiterhaufen geben, der in der Nähe des Dorfes, meist in einem Hohlweg, aufgeschichtet wurde. War dann das neue Feuer mit dem Holzfeuerzeug hergestellt, mit Zunder hatte man den entstandenen Funken aufgefangen, ihn durch Schwenken in der Luft entzündet und steckte nun den Scheiterhaufen mit diesem in Brand. Durch die Flammen trieb man, sobald sie etwas niedergebrannt waren, das Vieh hindurch, um es von der Seuche zu heilen. Später nimmt jeder ein brennendes Scheit von dem Scheiterhaufen mit heim und zündet seinen Herd damit wieder an. Auch das wintersonnenwendliche Feuer ist ein Reibefeuere gewesen; und aus der engen Beziehung des späteren sogenannten Rotfeuerbrauches zum alten Sonnwendfeuer ergibt sich, daß am germanischen Wintersonnenwendefest ehemals das heilige neue Feuer durch zwei Brüder entzündet werden mußte. Da das winterliche Sonnwendfest das Hauptfest des Jahres und das Erzeugen des neuen Feuers eine kultische Handlung war, ergibt sich weiter, daß das Amt des Neufeuereibens Brüdern aus königlichem Geschlecht zugekommen sein wird. Es ist nun sehr bedeutsam, daß uns mehrfach von Brüderfürsten als Anführern germanischer Stämme berichtet wird. Diese beiden Stammesführer müssen als Abbilder und Vertreter der göttlichen Zwillinge gegolten haben, die wir als germanische

Gottheiten kennen. So ist uns für vandalische Stämme die Zwieführung bezeugt, und wir wissen andererseits, daß die Vandalen die Zwillingsgötter verehrten. Nach Tacitus heißen diese Zwillingsgötter bei den Naharwalen, einem Vandalenstamm, Alken, d. h. Schützer. * In der langobardischen Stammesgeschichte erscheinen die Vandalen unter der Führung der Brüder Ambri und Assi, d. h. Pflock und Holzstock. Diese Namen sind nahe verwandt mit denen der ersten Menschen im eddischen Mythos, Ask und Embla, die als die beiden Hölzer aufgefaßt werden, die zum Reiben des heiligen Feuers verwandt wurden. Auch Anführer anderer germanischer Stämme haben ähnliche merkwürdige Namen, die Holz und Pflock oder ähnliches bedeuten. Man hat diese Namen auf die beiden Balken des Holzfeuerzeuges bezogen. Aus diesen Überlieferungen kann man entnehmen, daß das heilige Feuer eines Stammes, das am Wintersonnenwendefest feierlich neu erzeugt wurde, von zwei Brüdern aus königlichem Geblüt bereitet werden mußte, die priesterliche Funktionen hatten.

Wie sehr diese alten germanischen Glaubensvorstellungen bis zur Gegenwart noch fortwirkten, ergibt sich auch aus Sinnbildern unserer Bauernhäuser. Als Giebelzeichen finden wir sehr häufig zwei Pferde oder auch zwei Schwäne. Die beiden Pferde kehren auch im Hause wieder als Schmuck des Herdrahmens, eines Balkengerüstes, das über dem Herde angebracht ist und den Kesselhaken trägt. Im Schleswig-Holsteinischen heißen diese Giebelpferde Hengist und Hors. Sie haben hier denselben Namen wie in der englischen Sage die Anführer der Angelsachsen, die diese aus ihrer schleswig-holsteinischen Heimat nach England führten. Andererseits aber wissen wir, daß die Zwillingsgötter auch als Schimmel oder Schwan vorgestellt wurden. Die Giebelzeichen gelten heute noch als schutzbringend. Auch die Pferdeköpfe des Herdrahmens sind ursprünglich wohl Bilder der schützenden Zwillingsgötter. Hengist und Hors wachen über das ewige Feuer des Herdes, das sie entzündet haben. Man versteht diese an das Herdfeuer anschließenden Bräuche nur richtig, wenn man bedenkt, daß nach ursprünglicher Anschauung derjenige, der diese Kulthandlung ausführt, der großen heiligen Ordnung der Welt folgt, in die auch der Mensch hinein geboren ist und die er beachten muß, soll sein Werk den Segen der Gottheit haben.

Nur wenn man den Ursinn der Wintersonnenwende bedenkt, wird man die vielfältigen Bräuche und Sagen, die sich gerade an dieses Fest anschließen, verstehen. *Es ist die Zeit, in der die Weltordnung aufs neue aufgerichtet wird und gegen alles Zerstörerische neue Kraft erhält.* Das Schicksal des kommenden Jahres entscheidet sich nach altem Volksglauben in dieser Zeit. Der Ablauf des neuen Jahres ist im Geschehen der Festtage vorweggenommen; daraus erklärt sich der zunächst merkwürdig erscheinende Volksglauben, daß in dem Wetter der Zwölf Heiligen Nächte sich das Wetter der kommenden zwölf Monate anzeigt. Daher auch die vielfältigen Arten, in dieser Zeit des Mittwinters das Schicksal neu zu befragen. Das Kommen meldet sich an und der Aufgeschlossene vermag einen Blick in die Zukunft zu tun. Sehr altertümlich ist auch der Brauch, in dieser Zeit heilige Gelübde zu leisten. Das Gelübde, mit dem man z. B. eine Tat im kommenden Jahr auszuführen beschwört, in dieser Stunde gesprochen, verpflichtet nicht nur den Sprecher, sondern auch das Schicksal, das ihm nun helfen wird.

Weihnachten ist das Hauptfest des volkstümlichen Jahres, und darin erkennen wir altes Erbe aus germanischer

Zeit. Über den Kreis der winterlichen Festtage hinaus ist das alte germanische Hauptfest wirksam gewesen. Es wurde vorbildlich auch für andere Jahresfeste, und seine Sinnbilder kehren daher auch zu anderen Zeiten wieder. Wenn wir alle diese zerstreuten Überlieferungen wieder zusammenfügen, erhalten wir ein klares Bild von den alten Festbräuchen dieser Zeit und können dann auch Einzelzüge, die aus dem einstigen Ganzen sich herauslösen und für sich betrachtet nicht mehr verständlich sind, wieder in den richtigen Zusammenhang einfügen. Es ergibt sich dann, daß – wie bei der sommerlichen Sonnwendfeier auch bei der winterlichen – das heilige Feuer als Abbild des göttlichen Sonnenfeuers im Mittelpunkt des Festes stand. ◆

* Es sei hier ausdrücklich erwähnt, daß die allen urkundlichen Quellen widersprechende, erst 200 Jahre alte Propagandalüge vom 'Vandalismus' als gewissermaßen arteigenem germanischen Zerstörungstrieb einzig und allein durch die Gleichgültigkeit der Germanisten Bestand haben und sogar in Lexika und Wörterbücher Einzug halten konnte. Wenn wir aber Chaotismus und Straßenterror meinen, sollten wir auch diese Begriffe verwenden! (Anm. der Redaktion)



Das heilige Feuer steht als Abbild des göttlichen Sonnenfeuers im Mittelpunkt des Festes.



In den Sturmnächten des Herbstes und Winters zieht Wodan, der Sturmgott der Germanen, auf seinem Schimmel über die Wälder. Oben: Cliff Wright, Wodan, riding Sleipnir.

Die Riten.

BRÄUCHE IN DER VORWEIHNACHT
Prof. Dr. Otto Huth

In den Sturmnächten des Herbstes und Winters zieht Wodan, der Sturmgott der Germanen, auf seinem Schimmel über die Wälder. An den Festtagen hält der Gott seinen Einzug bei den Menschen; man bringt ihm Opfer und erhält von ihm Gaben, die das Glück des kommenden Jahres verbürgen. An die Stelle des Gottes traten dann später verschiedene Heilige. Es ist eine bekannte und, wenn man es sich ruhig überlegt, doch recht auffallende Tatsache, daß so viele Heilige in germanischen Ländern als *Schimmelreiter* erscheinen, von denen die bekanntesten der *Martin* und der *Nikolaus* sind. Die Tage dieser Heiligen – der *Martinstag*, d. i. der 11. November bzw. der vorhergehende Abend, und der *Nikolaustag*, d. i. der 6. Dezember oder wieder der Vorabend – zeigen viele ähnliche Züge. Sie gehen auf dasselbe alte Fest zurück, das später auf verschiedene Tage verlegt wurde.

Der *Martinstag* gilt als der Winteranfang; wenn wir genauer zusehen, finden wir, daß er einmal als Jahresbeginn galt. Berühmt sind die Schmause und Zechereien dieses volkstümlichen Festtages. Seit alter Zeit ist es der Termin der Faß-Eröffnung und der Probe des neuen Weins. Sehr weit verbreitet ist an diesem Tage das Essen des festlichen *Gänsebratens*. Es ist eine alte Opferspeise, wie aus vielen Einzelheiten der Überlieferungen noch hervorgeht. So wird z. B. aus dem Brustbein der Gans geweissagt. Aus seiner Beschaffenheit schließt man auf die Witterung des kommenden Jahres. Sehr altertümlich ist das *Trinken der*

Martinsminne, d. h. das Trinken zum Gedächtnis des heiligen Martin. In diesem Festtrunk lebt altgermanischer Kultbrauch fort; es ist uns bestens bezeugt, daß die Germanen bei ihren Opferfesten die Minne der Götter tranken. Merkwürdig ist das Trinken der Minne der Gans, das schon im Mittelalter bezeugt ist. Deutlich zeigt sich hier wieder, daß die Gans ein heiliges, dem Gott geweihtes Tier war. Wie sehr der Festtrunk zum Martinsfest gehört, zeigt übrigens das französische Wort *martiner*, das tüchtig trinken bedeutet. Die »Krankheit des heiligen Martin« ist Trunkenheit oder verdorbener Magen. Wenn wir die Feier des Martinstages vor allem im Westen Deutschlands beobachten können, so weist das darauf hin, daß er auf ein Fest des fränkischen Stammes zurückgeht; daher erklärt sich übrigens auch die Verbreitung der Bräuche dieses Tages nach Flandern und Frankreich hinein.

Einer der bekanntesten und verbreitetsten Bräuche des Martinstages sind die *Laternenumzüge*, die sich in anderen Gegenden Deutschlands auch zu anderen Zeiten finden. Ausgeschnittene Rüben und Kürbisse, die Sonne, Mond und Sterne darstellen, heute aber Papierlaternen, werden von Kindern umhergetragen, die vor den Häusern ihre altergebrachten Lieder singen und um Gaben und Holz beteln. Das Holz sammelt man für die Martinsfeuer, die früher im ganzen Westen des Deutschen Reiches gebrannt wurden. Als Gaben wurden Äpfel und Nüsse erbeten oder Kuchen und Gebäck. Wie an jedem volkstümlichen Festtage, haben auch die Gebäcke des Martinstages bestimmte Formen, die seit uralten Zeiten überliefert sind. Wir finden unter ihnen die *Martinshörnchen*, *Kringel* und jene Gestalt mit den beiden in die Seite gestemmten Armen. Die *Heische-Lieder* sind teilweise sehr alt. Wir können sie über siebenhundert Jahre zurückverfolgen; eine genauere Untersuchung der landschaftlichen Verbreitung wird aber wahrscheinlich ein noch viel höheres Alter dartun können. Bestimmte Formeln dieser Lieder kehren ganz ähnlich wieder in entsprechenden Festliedern Alt-Griechenlands, woraus sich mit Gewißheit ergibt, daß wir es mit einer Überlieferung zu tun haben, die durch Jahrtausende, trotz mancher Umformungen, treu bewahrt wurde. In diesen Liedern ist häufig die Rede von »Sankt Martins Vögelche mit seinem roten Kögelche« (Mützen). Man erkennt in diesem Vögelchen den *Specht* wieder, der einst wie der *Adler* und *Rabe* ein heiliger Vogel war. In Düsseldorf lautet ein Martinslied:

*Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig,
Laßt mich nicht zu lange stehn,
Denn ich muß noch weiter gehn.*

Nach Empfang der gewünschten Gaben wird ein Danklied gesungen. Wenn man aber nichts erhält, so läßt man seinem Zorn über den Geizhals in oft recht derber Weise freien Lauf. Diese Zornsprüche haben recht verschiedene Gestalt. Ursprünglich war es selbstverständlich, daß jeder etwas gab, und jeder Brennholz für das Martinsfeuer zur Verfügung stellte. Denn dieses Feuer war eine Gemeinschaftssache, von der sich niemand ausschließen wollte. Wer nicht mitmachte, der schloß sich damit auch von dem Segen, den das Festfeuer brachte, aus. Die Laternen- und Fackelumzüge, die heute auch an manchen Orten sich finden, an denen längst kein Martinsfeuer mehr üblich ist, standen ursprünglich mit diesem Feuer in enger Beziehung. Ebenso wie bei den anderen Jahresfeuern reicht ihr

Segen und die Fruchtbarkeit spendende Kraft des Feuers so weit, wie es leuchtet. Man steckt daher diese Feuerfackeln an und läuft mit ihnen über die Felder, um ihnen die Segenskraft des heiligen Feuers mitzuteilen. In manchen Gegenden wurden auch am Martinstage brennende Räder zu Tale gerollt, wie das sonst von anderen Festen überliefert ist. Die eingesammelten Gaben wurden in Körbe getan, die man ins Feuer warf. Dann kippte man die Körbe um und suchte sich die angebratenen Äpfel. Daher heißt es auch in dem Heische-Lied aus Montabaur:

*Steuert uns etwas zum Martinsfeuer,
Äpfel und Birn wollen gebraten sein.
Werft uns ein großes Stück Holz heraus.*

Man wird früher wohl einige der gesammelten Gaben ganz dem Feuer übergeben haben, als Opfergaben. Andere brachte man nur mit dem Feuer in Berührung und verzehrte sie dann, nachdem sie durch das Feuer geweiht waren. In den Umzügen führt man auch Masken mit, so Darstellungen des heiligen Martin, die mitunter in dem Feuer verbrannt werden. Beim Tanz um das Feuer sang man von dem »neuen St. Martin, der alte sei verbrannt«. Es handelt sich hier um den höchst altertümlichen Brauch, daß eine Gestalt, die das alte vergangene Jahr verkörpert, verbrannt und durch den Tod im Feuer erneuert, wiedergeboren wird. Das Neue entsteht aus dem Tode des Alten. Wir verstehen nun auch, warum jenes Gebäck, das den Martin darstellt, ihn mit Henkelarmen abbildet, die einen



*Bald tritt Ruppredht in das Haus,
leert mir's volle Säcklein aus!
Seinem Schimmel schütt ich Heu/
Daß er sich darüber freu.*

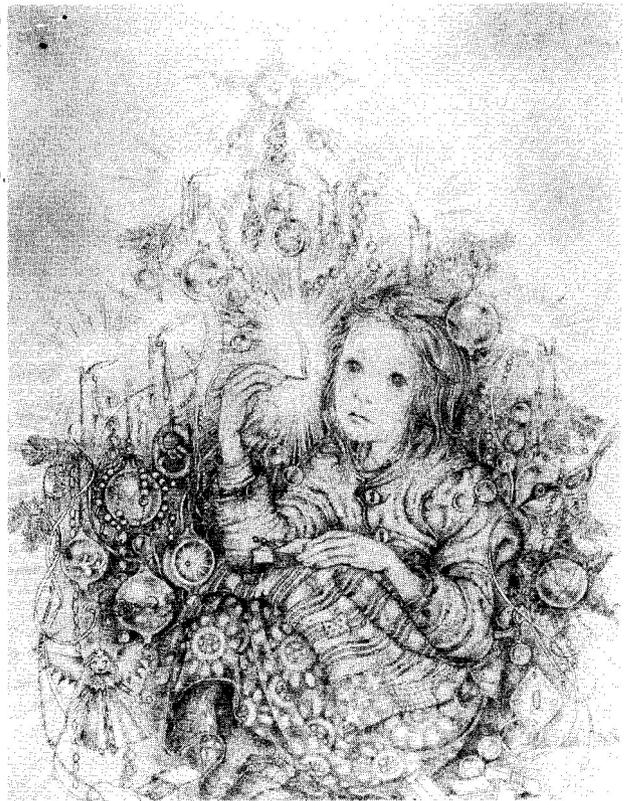
Kreis bilden. Es ist dies der *Jahreskreis*, der das immer wiederkehrende Sinnbild der ewigen Erneuerung des Lebens ist. Daß diese Deutung das Richtige trifft, ergibt sich auch daraus, daß manchmal der eine Arm nach oben gezogen und an den Kopf gelegt ist, der andere aber in die Seite gestemmt wird. Es ist damit deutlich auf die Verschiedenheit der beiden Jahreshälften angespielt, deren eine den Frühling, das Steigen und Wachsen bedeutet, dagegen die andere den Herbst, das Sinken und Vergehen.

Diese Maskenumzüge des Martinstages haben in manchen Gegenden noch dieselbe Form, in denen wir sie sonst heute mehr in den Umzügen der Zwölf Heiligen Nächte und der Fasnacht finden. Da verkleiden sich z. B. im Schwäbischen die Jungens als Pelzmärte, machen großen Lärm mit Schellen und werfen Erbsen an die Fenster. Anderswo ziehen gehörnte, mit Ruß geschwärzte und mit Schellen behängte Gestalten umher, die jeden, dem sie be-

(aus: Hertha Ohling. Im engsten Ringe)



(Zeichnung: Sulamith Wülfing)



gegen, mit Ruß beschmieren. Andernorts wieder knallen die Knaben mit Peitschen. Das Lärmmachen ist ein typischer Zug all dieser winterlichen Maskenumzüge. Bei den Martinsumzügen finden wir z. B. den *Rummelpott*, der auch Huckelpott, Hindeltopp oder Büllhafen heißt. Der Rummelpott ist ein einfacher Blumentopf oder ein hölzernes Gefäß, das wie eine Trommel mit einer Schweinsblase überspannt ist. Bevor man die Schweinsblase anbringt, wird sie durchstoßen und in das Loch ein Rohrstengel gesteckt, der in die Mitte des Topfes zu stehen kommt. Mit dem Rummelpott kann man ein dumpfsummandes Geräusch erzeugen, indem man mit der Hand an dem Stengel auf- und abstreicht. Dieser Rummelpott ist heute noch in Schleswig-Holstein und Ostfriesland, in Holland und Flandern, aber auch in Kärnten und der Steiermark in Gebrauch. Er wird sonst am Neujahrstag und vor allem in der Fasnachtszeit verwandt. Das zeigt wieder, daß der Martinstag zu diesen alten Mittwinterfesten gehört.

Wie schon hervorgehoben wurde, hat das Martinsfest besondere Verwandtschaft mit dem Nikolaustag. Wurden am Martinstag bei den Bettelumzügen immer wieder Äpfel, Birnen und Nüsse in den althergebrachten Liedern gefordert, so ist es andererseits am Nikolaustag üblich, Schuhe oder Teller vor die Türe zu stellen, auf denen dann am Morgen die Kinder die Gaben des Nikolaus fanden, unter denen wiederum Äpfel und Nüsse nie fehlen durften. Wie wir sahen, gehen Martin und Nikolaus auf dieselbe Urgestalt zurück; *es ergibt sich also, daß der hinter den Heiligen sich verborgende alte Gott dieselbe Gabe empfängt, die er spendet*. Äpfel und Nüsse aber sind im alten Mythos Götterspeise, die den Göttern das ewige Leben verbürgt. An den Festtagen ißt sie auch der Mensch, um des göttlichen Segens teilhaftig zu werden. ◆

Das Symbol.

HIMINBJÓRG UND JULLEUCHTER

Dr. Walter Gallard

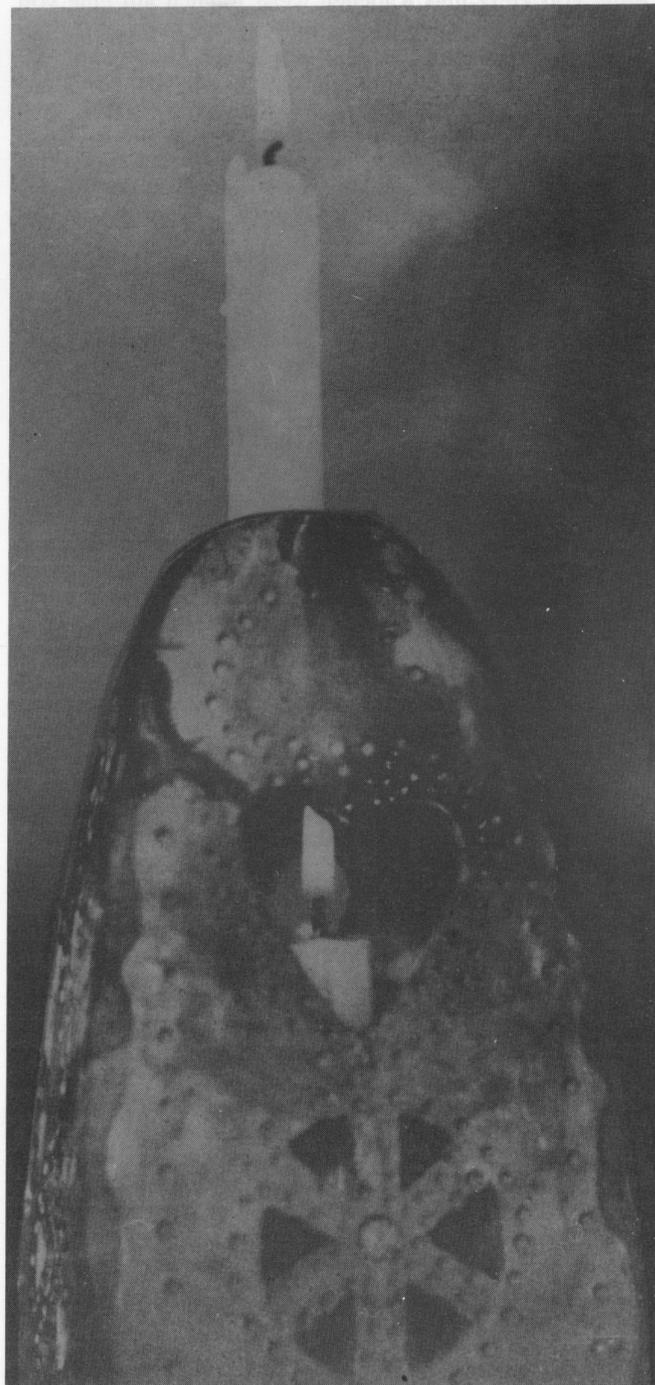
In der nordeuropäischen Tradition erscheint der Julleuchter als ein unentbehrlicher Gegenstand, der gleichsam die *Seele* der Sonnenwende in sich trägt. Beim ersten Blick fällt eines auf: Durch seine Form läßt dieser Leuchter an einen Berg denken. Es ist, als stelle er einen Berg dar, dessen sakrale Dimension schon in der Gestalt, im geometrischen Erscheinungsbild angelegt ist. Hier wird jedoch mitnichten eine beliebige »Anhöhe im kleinen« gefaßt: Vielmehr handelt es sich um einen Berg, der auf keinem Atlas wiederzufinden ist, auch und zumal wenn real existierende Berge aus anderen Traditionen (vom Olymp bis zum japanischen Fudschijama) symbolhafte Projektionen im konkreten Raum sind: Dieser Berg, noch gewaltiger als irgendein anderer auf den fünf Kontinenten, ragt in den Raum des Symbolischen und des Mythos. In ihm ist der heilige Berg schlechthin zu sehen.

In der uralten Tradition der vedischen Aryas war diese Anhöhe, »Meru-Berg« genannt, gleichbedeutend mit dem Pol, der wiederum als das geographische Zentrum und die sagenumwobene Entstehungsstätte einer Ur-Kultur aufgefaßt wurde. Aus jener Kultur sollen mehrere Volksteile entsprossen sein, vor allem auch die Indoeuropäer. Das germanische Gegenstück zum Meru-Berg heißt »Himinbjörg« (s. 13. Strophe vom »Grimnismál«) – zu deutsch »Himmelsberg«. * Dort hält sich Heimdal auf, der »Weiße Ase«, als Verkörperung der Weisheit und einer unentwegten Wachsamkeit, hütet er doch den 'Regenbogen', der die Brücke schlägt zwischen den irdischen, dem Menschentum anvertrauten Weiten und der himmlischen Unendlichkeit, wo die Waltenden sind.

Der Leuchter hat vier Seiten. In Anbetracht der allgemein mit der Zahl vier verbundenen Symbolik hat man Grund anzunehmen, daß jede Seite nach je einer Himmelsrichtung blickt, was den zentralen Charakter dieses Gegenstands hervorhebt. Man kann sagen, daß dieser Begriff eines 'Mittelpunkts' mit der Achsenbezogenheit des Leuchters eine Einheit bildet, um eine – schon durch die Pyramidenform nahegelegte – Wertgradierung zwischen Himmel und Erde auszudrücken.

* Der höchste 'Berg' Dänemarks (147 m) heißt »Himmelbjaerget«.

Als Sinnbild des 'Mittelpunkts' verweist uns der Leuchter, der »Himinbjörg« heraufbeschwört, auch auf die altgermanische Vorstellung vom »Midgard«. Bekanntlich ist der Midgard als »Mittel-Erde«, wo die Menschen sind, die Mitte der Schöpfung; so heißt es zumindest in der »Völuspá«. Mit diesem Begriff der Mittel-Lage untrennbar verbunden ist die Tatsache, daß Midgard mithin gleichzeitig die Bedeutung des geordneten Raumes, des *Kosmos* hat als Gegensatz zum chaotischen »Utgard«, der alles umrandend begrenzt. Dort, wo »Himinbjörg« (oder auch die Irminsul, wenn man ein anderes germanisches Symbol der



Mitte heranziehen will) steht, entfaltet sich eine durch den Willen der Asen geordnete Welt. Die Asen sind nämlich *gestaltende* Mächte, die auf den Zusammenhalt der Welt bedacht sind.

Auf jeder Seite des Leuchters sind zwei Motive zu sehen: ein Herz und ein Rad, genauer: ein sechsspeichiges Sonnenrad. Das Herz weist auf die *Mitte* hin, doch es symbolisiert auch jenen besonderen Aspekt des Verstands, der sich nicht aus der intellektuellen Schlußfolgerung ergibt, sondern aus einer erfahrungsbedingten Erkenntnis, die auch *Mut* voraussetzt, quillt. In früheren Zeiten war »Herz« übrighens gleichbedeutend mit »Mut«. Die Verbindung von Herz und Rädchen weist folglich auf eine von unseren Altvorderen hergestellte Beziehung zwischen Körper und Kosmos hin: Hier knüpft das Herzbild an das Sonnenbild an. Doch wieso das sechs- statt vierspeichige Rädchen? Hier spricht eine Symbolik, die mit dem Thema der Sonnenwenden in direkter Verbindung steht. Dieses Rädchen stellt sich tatsächlich als die einfachste Versinnbildlichung des »glänzenden Gottes« dar, von dem in der 15. Strophe einer berühmten nordischen Dichtung die Rede ist.*

Man kann mit Recht in diesem Rädchen die überspitzte Stilisierung einer Figur – des Sonnengottes – erblicken, de-

* Es handelt sich um »Sigdrifumál«.



Die Asen tragen den durch einen Mistelzweig tödlich verletzten Baldur auf ihren Armen.

ren Arme sich gleichzeitig in zwei Richtungen recken: der Erde zu (hier fällt uns die 16. Rune im Futhark der Wikingerzeit ein) und zum Himmel hin (in Anlehnung an die 14. Rune, deren Name »Madr« den Mann bezeichnet). Auf ganz symbolische Weise stellt das Rädchen die Abwandlungen der Sonnenstrahlen von einer Sonnenwende zur anderen dar: Zwischen Sommer-Wende und Winter-Wende senkt das Gestirn, dargestellt durch ein Rad in Menschengestalt, seine Arme zur Erde nieder, als wolle es dadurch bekunden, daß sein Licht abnimmt.* Die Abnahme des Gestirns deutet auf eine Schwächung der höheren Mächte, auf jene »Götterdämmerung«, von der Wagners Oper erzählt. Umgekehrt lassen die sich wieder emporreckenden Arme an das aufgehende Licht, an eine Zunahme der Strahlungskraft und somit an die dämmernde Morgenröte denken.

Doch die *Gleichzeitigkeit* dieser beiden Bewegungen gibt zu folgenden Überlegungen Anlaß: Das Rädchen versinnbildlicht nicht nur die Abwandlungen des Lichtes im Jahreslauf, sondern auch jenen Zeitpunkt der Sonnenwende, wo die Sonne, an dem Punkt ihrer geringsten Strahlungskraft angelangt, wieder in neuer Kraft emporsteigt. Dieses gleichzeitige Auf- und Abwärts der Arme bzw. Speichen kann auch als das dauernde Bündnis zwischen Himmel und Erde aufgefaßt werden: Das durch ein Rädchen dargestellte Gestirn neigt sich der Erde (gemeint als der zentral gelegene, geordnete 'Midgard') zu und steigt zugleich in den Himmel (»Asgard«), wo die Waltenden sind.

Bekanntlich waren in den alten Mythen Symbolkunde und Ontologie untrennbar. Aufgabe des Mythos war es, eine Art 'Mahnung' zu sein in ontologischer Hinsicht: Das Symbol ruft das sakrale Gedächtnis wach und stellt die Verbindung wieder her zwischen Midgard, der Menschenwelt, und Asgard, der Götterwelt. So gesehen ist der Julleuchter ob seiner Pyramidenform und des doppelten Motivs (Herz / Rädchen) die bildliche Erfassung jenes entscheidenden Augenblicks: der Sonnenwende. Als Sinnbild des unwandelbaren Berges sowie der Mittel-Lage verkörpert der Leuchter in der Tat einen 'Höhepunkt' des jährlichen Zyklus des Lichtes, nicht minder aber all derjenigen, die die Bedeutung und den Sinn der Sonnenwende in sich aufnehmen: Ein solcher Mensch steht fortan in Midgard – und stellt in die Mitte, an die Spitze und in den Kern seines Erlebens durch einen Willensakt das Element der *Beständigkeit*.

Auf diese Weise begnügt er sich nicht mehr damit, »am Rande« zu leben und dabei das stete Auf und Ab der Lebenssituationen und der Gefühle über sich ergehen zu lassen. Dazu kommt, daß der Begriff des Mittelpunkts symbolisch an den Begriff des Höhepunkts / Gipfels knüpft. Es entsteht dadurch jene 'Erhabenheit', die Situationen zu meistern vermag, denen das »Allzumenschliche« anhaftet, das schon der Seher von Sils-Maria gebrandmarkt hatte. Nur so nämlich ist der Mensch fähig, auf den »Höhen« zu verweilen – das ist jener Augenblick, wo das Gestirn aufhört, unterzugehen, um wieder emporzustreben. In diesem Sinne stellen das Sonnenrädchen und Herz das Wappenschild dar, mit dem das Wesen, auf »Himinbjörg« stehend, an der Hoch-Zeit seiner selbst teilhabend, sich den Willen der Waltenden zu eigen macht. ◆

* In diesem Sinne ist auch das bekannte Kult- oder Runenzeichen in der großen Höhle des Externsteines (Fels 1) als Sinnbild der fallenden Jahreshälfte sinkender Lichtkraft gedeutet worden. (Anm. der Redaktion)

Die Götter.

FRÖMMIGKEIT
INDOEUROPÄISCHER ARTUNG
Prof. Dr. Hans F. K. Günther

Es zeigt sich unverkennbar, daß indogermanische Frömmigkeit nicht in irgendeiner *Furcht* wurzelt, weder in Furcht vor der Gottheit noch in Furcht vor dem Tode. Der Satz des spätrömischen Dichters, menschliche Furcht habe die Götter geschaffen (Statius, *Thebais* III, 661: »*primus in orbe fecit deos timor*«), kann auf die höchsten Erhebungen indogermanischer Frömmigkeit nicht angewandt werden. Die »Furcht des Herrn« (Sprüche Salomos 9, 10; Psalm 111, 10) ist weder des Glaubens noch der Weisheit Anfang, wo immer sich indogermanische Frömmigkeit frei entfaltet hat.

Eine solche Furcht konnte auch deshalb nicht aufkommen, weil der Indogermane sich nicht als *Geschöpf* einer Gottheit empfand, als 'Kreatur', und weil er die Welt nicht begriff als eine *Schöpfung*, als das Werk eines Schöpfergottes mit einem Anfang in der Zeit. Ihm war die Welt viel eher eine zeitlose Ordnung, innerhalb derer sowohl Götter wie Menschen ihren Ort, ihre Zeit und ihr Amt haben. Der Schöpfungsgedanke ist morgenländisch, vor allem babylonisch, wie der – aus Iran, aber nicht aus indoiranischem Geiste kommende – Gedanke eines Weltendes durch ein Gericht und ein hereinbrechendes Reich Gottes, in dem alles sich gänzlich verwandelt finden werde. Die Indogermanen glaubten – gleichsam in einer Vorahnung von Erkenntnissen und Annahmen der Physik und Astronomie unserer Tage – an eine anfangs- und endelose Folge von Weltentstehungen und -untergängen, an wiederholte Götterdämmerungen und Erneuerungen der Welt und ihrer Götter, wie auch die Edda in der »*Völuspá*« es in großartiger Schau schildert. Sie glaubten an wiederholte Kataklysmen, wie die Hellenen es nannten, denen neue Welten mit neuen Göttern folgen sollten.¹ In Iran ist aus vorderasiatischem Glaubensgeiste die Vorstellung von den sich wiederholenden Entstehungen und Untergängen zum Glauben an *ein* herannahendes Weltende zusammengezogen worden, an ein Weltende, dem ein Heiland (*saoschjant*) vorhergehen und dem ein Weltgericht folgen sollte. Von Iran aus ist dieser Glaube in das Spätjudentum eingedrungen. Wo – wie bei den Indogermanen – der Mensch aber in der Welt nicht eine Schöpfung sah und in Gott nicht einen

Schöpfer, da konnte das Empfinden, Geschöpf, gar ein durch einen Schöpferwillen gefesseltes Geschöpf – 'Kreatur' – zu sein, sich nicht regen, mindestens nicht zu einem *wesentlichen* Ausdruck frommer Haltung werden.

Noch weniger war hier eine Frömmigkeit möglich, die im Menschen einen *Sklaven* sah unter einem *Gewaltherrn* *Gott*. Das Untertanen- und Knechtsverhältnis des Menschen zu Gott ist besonders bezeichnend für die Frömmigkeit der Völker semitischer Sprache. Die Bezeichnungen Baal, Adon, Melech, Rabbat und andere betonen alle den *Gewaltherrn* Gott über den auf ihr Angesicht niedergewauerten Sklavenmenschen, seinen Geschöpfen. Für den Indogermanen war Gott verehren, eine Gottheit 'anbeten' ein Hegen und Pflegen aller verehrenden Antriebe, ein *colere* wie bei den Römern, ein *therapeuein* wie bei den Hellenen. In den semitischen Sprachen geht das Wort 'anbeten', auf eine Wurzel *abad* zurück, die soviel bedeutet wie 'Sklave sein'. Hanna bittet (1. Samuel 1, 11) Jahwé, den hebräischen Stammesgott, ihr, seiner Magd, einen Sohn zu schenken; David nennt sich (2. Samuel 7, 19-21) einen



Die indogermanische Frömmigkeit wurzelt nicht in irgendeiner *Furcht*, weder in Furcht vor der Gottheit noch in Furcht vor dem Tode. Oben: Goya, Franz von Borgia am Sterbebett eines Unbußfertigen.



Jede Frömmigkeit, die Teile der Welt und des Menschen für wertlos, niedrig, beschmutzend erklärt und nun den Menschen herauslösen möchte zu überirdischen oder außermenschlich-heiligen Gütern, ist nicht echte indogermanische Frömmigkeit.

Knecht seines Gottes, ebenso Salomo (1. Könige 3, 6-9). 'Schrecken' macht das Wesen Jahwés aus (2. Mose 23, 27; Jesaja 8, 13). So haben die Indogermanen ihre Götter nie empfunden. Die Zeushymne des Stoikers Kleantes von Assos (331-233), aus der Paulus (Apg. 17, 28), um sich der hellenischen Frömmigkeit anzupassen, Worte entnommen hat, widerspricht gänzlich der Frömmigkeit z. B. des 90. Psalmes.

Auch im Christentum wurde die Haltung des Gläubigen vor Gott gerne durch die Kennzeichnung *humilis* angegeben, und somit *Demut*, wörtlich Knechtsinn (zum Stamme 'dienen'), als Kern der Frömmigkeit gefordert. Das ist unindogermanisch, eine Nachwirkung morgenländischer Frömmigkeit. Weil er nicht Knecht ist vor einem Gewalt-herrn Gott, betet der Indogermane zumeist auch nicht kniend oder zur Erde gesenkt, sondern stehend mit dem Blick gegen oben und die Arme aufwärtsgestreckt.

Als der *ganze* Mensch mit seiner unversehrten *Ehre* steht der rechtschaffene Indogermane vor Gott oder vor den Göttern. Jede Frömmigkeit, die dem Menschen etwas abzieht, um ihn kleiner erscheinen zu lassen vor der ins Übermächtige und Erdrückende gesteigerten Gottheit, ist unindogermanisch. Jede Frömmigkeit, die Teile der Welt und des Menschen für wertlos, niedrig, beschmutzend erklärt und nun den Menschen herauslösen möchte zu überirdischen oder außermenschlich-heiligen Gütern, ist nicht echte indogermanische Frömmigkeit. Wo »diese Welt« herabgesetzt und dafür »jene Welt« zum ewigen Gute gesteigert wird, da ist der Bereich indogermanischen Frömmseins verlassen. Indogermanische Frömmigkeit ist *Diesseitsfrömmigkeit*: das bestimmt ihre wesentlichen Ausdrucksformen.

Es fällt uns deshalb so schwer, die Größe der indogermanischen Frömmigkeit zu begreifen, weil wir gewohnt

sind, Frömmigkeit zu messen an Werten und Ausdrucksformen, die wesentlich unindogermanisch sind. Die meisten unserer Maßstäbe für Frömmigkeit sind ausgesprochen nichtindogermanischem Glaubensleben entnommen, vor allem morgenländischem Glaubensleben und besonders dem Christentum in mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Prägung. Darunter muß unsere Einschätzung indogermanischer Frömmigkeit etwa so leiden, wie wenn wir versuchen würden, den Sprachbau der indogermanischen Sprachen nach denjenigen Gesichtspunkten zu klären, die sich für die Sprachlehre des Semitischen richtig erwiesen haben. Wir sind gewohnt, nur in einer Jenseitsfrömmigkeit wahre Frömmigkeit zu suchen und in einer Diesseitsfrömmigkeit – wenn wir das Wesen einer solchen überhaupt zu begreifen wissen – etwas Mangelhaftes oder Unentwickeltes oder nur eine Vorstufe zu etwas Wertvollere zu erblicken. So hindern uns die uns übermittelten jüdisch-christlichen Glaubensvorstellungen daran, die Größe indogermanischer Frömmigkeit zu erkennen, und das geht so weit, daß auch in dem Schrifttum der vergleichenden Religionswissenschaft immer wieder indogermanische Glaubenswerte »rein wissenschaftlich« als Glaubenswerte geringerer Bedeutung dargestellt werden, nachdem die Darsteller sich am Beispiel, mehr noch: am *Vorbild* morgenländischer seelischer Werte einen Maßstab für jeglichen Glaubenswert zurechtgemacht haben. Das gilt vor allem für Rudolf Ottos Darstellung *Das Heilige* (1948). So aber wird die Größe und Fülle der indogermanischen Welt nie erkannt werden.

Wer Frömmigkeit daran messen will, wie entwertet sich der Mensch erscheint gegenüber der Gottheit; wer Frömmigkeit daran messen will, wie fragwürdig oder wertlos oder gar wie befleckend dem Menschen 'diese' Welt erscheint gegenüber 'jener'; wer Frömmigkeit daran messen

will, ob und wie einschneidend der Mensch einen Zwie-spalt empfindet zwischen einem vergänglichen Leibe und einer unvergänglichen Seele, zwischen Fleisch (sarx) und Geist (pneuma) – der wird bei den Indogermanen eine recht dürftige Frömmigkeit feststellen müssen.

Götter einerseits und Menschen andererseits sind bei den Indogermanen nicht unvergleichbare, einander ferngerückte Wesenheiten, am wenigsten bei den Hellenen: Die Götter erscheinen als unsterbliche, großbeseelte Menschen (vgl. Aristoteles, Metaphysik, III, 2, 997 b), und die Menschen können als wohlgeartete Sprossen edler Geschlechter etwas Göttliches haben und können als solche den Anspruch erheben, mit ihrer Sippe etwas Göttliches darzustellen («der göttergleiche Agamemnon»). Im Wesen des Menschen selbst, so wie die Gottheit es will, liegen Möglichkeiten, als *diógenes*, gottentstammt, zu erscheinen, und daher gerade die Aufgabe, die jedes indogermanische Volkstum lebhaft empfunden hat: die *Verleiblichung aller edlen völkischen Werte* in menschlichen Geschlechtern, die *kalog'agathía*.²

Indogermanische Frömmigkeit ist nicht Knechtschaft, nicht das Flehen des zertretenen Sklaven zu seinem Gewaltherrn, sondern die vertrauende Erfüllung von einer Götter und Menschen umschließenden Gemeinschaft. Platon spricht in seinem »Gastmahl« (188 c) von einer »wechselseitigen Gemeinschaft (philía) zwischen Göttern und Menschen«. Der Germane war einer *Freundschaft* zu seinem Gotte gewiß, zu dem fulltrui, dem er voll vertraute, und bei den Hellenen in der Odyssee (24, 514) findet sich die gleiche Gewißheit mit dem Worte »Freunde-Götter« (theói philoi) ausgedrückt. In der Bhagavadgita der Inder (IV, 3) nennt der Gott Krischna den Menschen Ardschuna

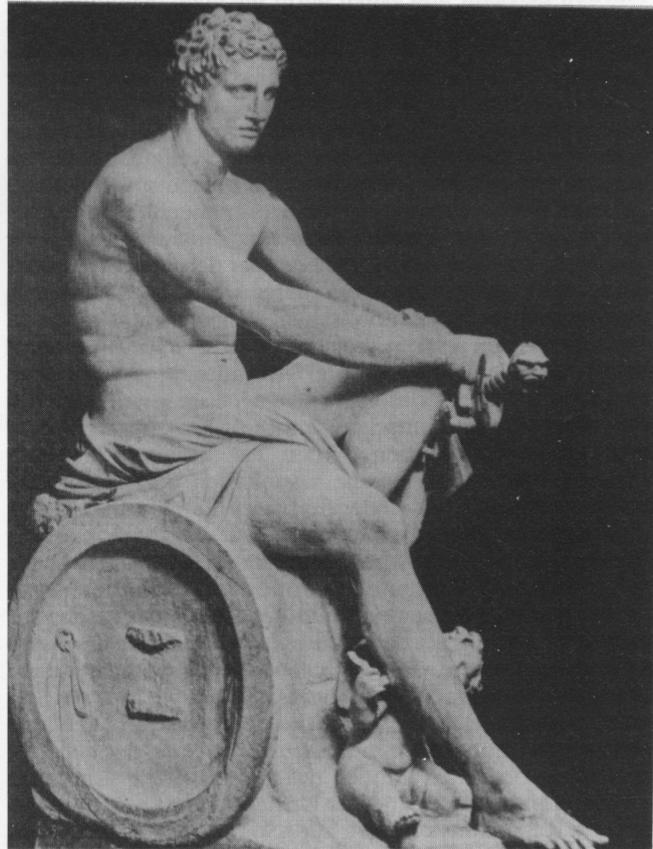
seinen Freund. Oder aber die höchste Gottheit wird wie Zeus als »Vater der Götter und Menschen« verehrt – als Vater nach dem Bild eines großbäuerlichen Hausvaters, des Zeus Herkeios, nicht also als Gewaltherr. Das spricht sich auch in den Götternamen »Djauš pitar« bei den Indern und »Juppiter« bei den Römern aus. ◆

Quellenhinweis

- 1 Axel Olrik, *Ragnarök*, 1922; Stig Wikander, *Sur le fond commun indo-iranien des épopées de la Perse et de l'Inde*, La Nouvelle Clío, Bd. VII, 1949/50, S. 310ff.; derselbe, *Germanische und indoiranische Eschatologie*, Kairos, Bd. 2, 1960, S. 78-88; Georges Dumézil, *Jupiter-Mars-Quirinus*, 1948; derselbe, *Les Dieux des Indo-Européens à Rome*, 1954; derselbe, *Déesses latines et mythes védiques*, 1956; derselbe, *L'Idéologie tripartite des Indo-Européens*, 1958; derselbe, *Les Dieux des Germains*, 1959, S. 85, 92, 103; Franz Altheim, *Römische Religionsgeschichte*, 1951-1953; Helmuth v. Glasenapp, *Die Religionen Indiens*, 1956; Jan de Vries, *Keltische Religion*, 1961.
- 2 Hans F. K. Günther, *Platon als Hüter des Lebens*, 1928.



Zwei unvereinbare Vorstellungen der Frömmigkeit: völliger Gehorsam gegenüber dem festgeschriebenen »Gesetz« und freie Verantwortung in einer zu formenden Ordnung. Unten: Rabbiner lesen die Thora. Rechts: Der Gott Mars.



(Archiv)

(Archiv)

Die Überlieferung.

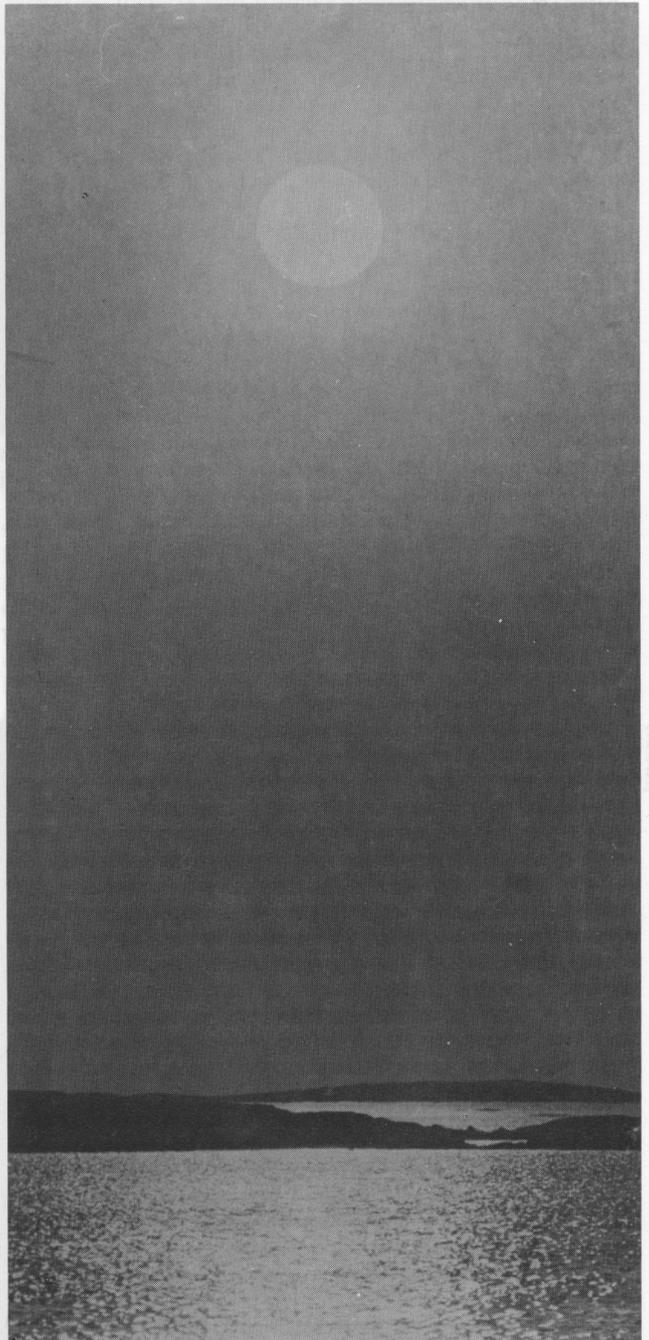
DIE INDOEUROPÄISCH-SOLARE TRADITION Julius Evola

Wir haben von einer urnordischen Tradition gesprochen. Sie ist kein Mythos, sie ist unsere *Wahrheit*. Schon in der ältesten Vorgeschichte, dort, wo der positivistische Aberglaube bis gestern den affenhaften Höhlenbewohner vermutete, hat es eine einheitliche und mächtige Urkultur gegeben, von der noch ein Echo nachtönt in allem, was uns die Vergangenheit an Größtem zu bieten hat als ewiges Symbol.

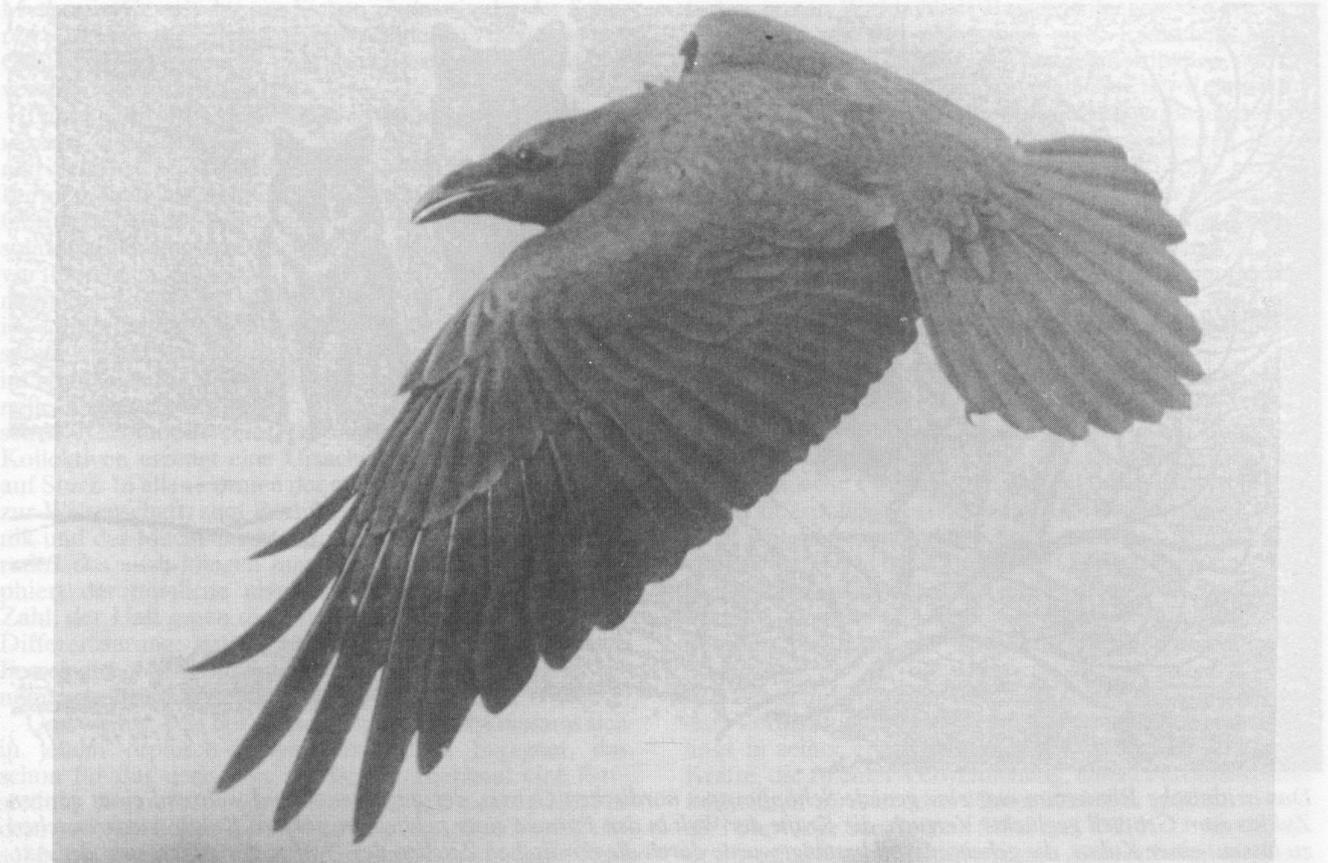
Die Iranier sprechen von *airyanem vaêjô*, im äußersten Norden gelegen, und sehen darin die erste Schöpfung des »Gottes des Lichtes«, den Ursprung ihres Geschlechtes und ebenso den Sitz des »Glanzes« – *hvarênô* –, jener mystischen Kraft, die den indoeuropäischen Rassen und vor allem ihren göttlichen Königen eignet; sie erblicken darin – symbolisch – den 'Ort', wo sich die kriegerische Religion Zarathustras zum ersten Male geoffenbart haben soll. Die Tradition der indischen Arier kennt dementsprechend die *sweta-dvîpa*, die »Insel des Glanzes«, ebenfalls im äußersten Norden gelegen, wo *Narayâna* seinen Sitz hat, der »das Licht ist« und »der, welcher über den Wassern steht«, d. h. über dem Zufall des Geschehens. Sie spricht auch von den *uttarakura*, einer nordischen Urrasse; unter nordisch versteht sie den solaren Weg der Götter – *devayâna* –, und in der Bezeichnung *uttara* interferiert der Begriff alles dessen, was erhaben, erhöht, hochgelegen ist – was im übertragenen Sinn *aryâ*, arisch genannt werden kann – mit dem Begriff des Nordischen. Erben der achäisch-dorischen Stämme sind wiederum die sagenhaften nordischen Hyperboreer; von dort soll der für dieses Geschlecht bezeichnende Gott oder Held gekommen sein, der solare Apollon, der Vernichter des Python; von dort soll Herakles – der Verbündete der olympischen Götter gegen die Riesen, der Vernichter der Amazonen und der Elementarwesen, der »schöne Sieger«, als dessen *avatâra* sich später gleichsam viele griechischen wie römischen Könige betrachteten – den Ölbaum gebracht haben, mit dessen Laub man die Sieger bekränzt (Pindar). Aber dieses nordische Thema in Hellas interferiert auch mit jenem von *Thule*, des geheimnisvollen nördlichen Landes, das manchmal zur »Insel der Helden« und zum »Land der Unsterblichen« wird, wo der blonde Radamantys regiert, zur »Sonneninsel« – *Thule ul-*

tima a sole nomen habens –, woran die Erinnerung wachblieb so sehr, daß, im Glauben, sie in Britannien wiederzuerkennen, Constanz Clorus mit seinen Legionen dorthin aufbrach, weniger des militärischen Ruhmes halber, sondern gleichsam um seine Cäsaren-Apotheose vorwegzunehmen, um sich dem Orte zu nähern, »der dem Himmel am nächsten und heiliger ist als jede andere Gegend«. In den nordisch-germanischen Traditionen steht oft *Asgard*, der Sitz der Asen und der verwandelten Helden, für einen

(Archiv)



Thule ultima a sole nomen habens.



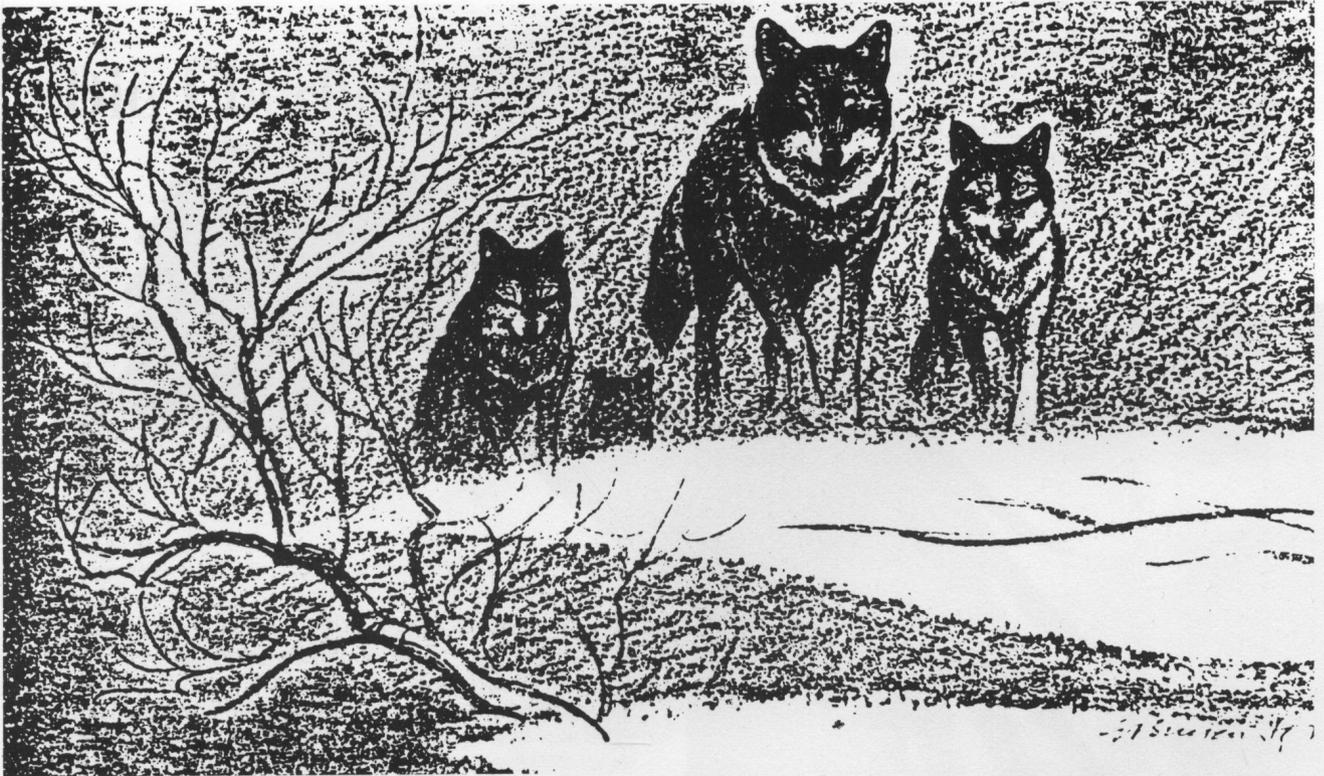
Der Rabe, der heilige Vogel Wodans.

anderen, gleichartigen Göttersitz, und die nordischen Könige, die als Halbgötter und Asen angesehen wurden – *se-mideos id est ansis* – und ihren Völkern den Sieg durch ihre mystische Macht des »Glückes« verschafften, verlegten in jenes »göttliche« Land den Ursprung ihrer Dynastie. Nordisch oder nordisch-westlich ist in den gälischen Traditionen *Avallon*, dem das gleichfalls göttliche Geschlecht der *Thuata dé Danann* entstammte, heldische Eroberer des vorgeschichtlichen Irlands, unter denen der Held *Ogma* genau dem dorischen *Herakles* entspricht – *Avallon*, das andererseits mit *Tir na mbeo* verschmilzt, dem »Land der Lebendigen«, welches das Reich des *Boadog*, des »Siegens« ist. Auch die Azteken haben ihre ursprüngliche Heimat im Norden – im *Aztla*, das auch die »weiße Erde« oder das »Land des Lichtes« heißt, von dem sie unter Führung eines Krieger-Gottes, *Huitzilopochtli*, auszogen: ebenso wie die Tolteken als Ursprungssitz *Tlalocan*, *Tollan* oder *Tula* für sich in Anspruch nehmen, das wie das griechische *Thule* auch das »Sonnenland« ist und mit dem »Paradies« der Könige und der auf dem Schlachtfeld gefallenen Helden verschmilzt.

Das sind nur einige übereinstimmende Bezüge, wie sie in den verschiedensten Traditionen auffindbar werden als Erinnerung an eine *nordische Urkultur und Heimat, worin sich eine transzendente, außermenschliche Geistigkeit aufs engste verband mit einem heldischen, königlichen und triumphalen Element*: zur sieghaften Form über das Chaos; zum sieghaften Übermenschentum über alles, was menschlich und tellurisch ist; zur »Solarität« als Hauptsymbol ei-

ner transzendenten Männlichkeit, als Ideal einer Würde, die in der Ordnung der geistigen Kräfte dem entspricht, was auf der materiellen Ebene der Herrscher, der Held sind. Und während uns die Spuren der Überlieferung auf einen *Weg vom Norden nach dem Süden, vom Abendland nach dem Morgenland* verweisen, den die solchen Geist bewahrenden Rassen gegangen sind, zeugen in neuerer Zeit die größten indoeuropäischen Völkergebilde im Typus ihrer reinsten Werte und Kulte, ihrer bezeichnendsten Gottheiten und Einrichtungen gerade von dieser Kraft und dieser Kultur.

Andererseits aber – und schon die obigen Hinweise zeigen es auf – wurde das, was Geschichte war, zur Übergeschichte: Während das »Land der Lebendigen«, die »Burg der Helden«, die »Sonneninsel« auf der einen Seite das Geheimnis des Ursprungs umschlossen, enthüllten sie auf der anderen das Geheimnis des Weges zur Wiedergeburt, zur Unsterblichkeit und zur übermenschlichen Macht: des Weges, der in hervorragendem Maße zur traditionellen Königswürde zu führen vermag. Die geschichtlichen Faktoren wurden somit zu geistigen Faktoren, die reale Tradition wurde zur Tradition im transzendenten Sinn und darum zu etwas, das über der Zeit stehend von beständiger Gegenwartigkeit ist. Symbole, Zeichen und Sagen berichten uns so auf unterirdischen Wegen von ein und derselben Tradition, um uns ein und dieselbe 'Orthodoxie' zu bezeugen, wo immer die entsprechenden Höhepunkte erreicht worden sind, wo immer die »solare« Geistigkeit über den inferioren Kräften gethront hat.



Das heidnische Römertum war eine geniale Schöpfungstat nordischen Geistes, der umfassende und während eines ganzen Zyklus zum Großteil geglückte Versuch, die Kräfte der Welt in den Formen einer heldischen, solaren Kultur wiedererstehen zu lassen: einer Kultur, die geheimnisvoll bestätigt wurde durch die nordischen Zeichen des Wolfes, des Adlers und der Axt.

Dementsprechend wurde in späterer Zeit, die schon gebunden war an das Schicksal der Verdunkelung des »Göttlichen« – *ragna-rökr* –, bei den in ihren Kräften und Führern versprengten Stämmen das nordische Rassenelement, vom Geistes-Element sich lösend, zu dem es ursprünglich gehörte, zu einer Kategorie, einem allgemeinen Typus der Kultur und des Verhaltens gegenüber dem Übermenschlichen, der sich auch dort wiederfinden läßt, wo keine ethnische Wechselbeziehung im engeren Sinn erinnerlich ist; ein Typus, der folglich verschiedene Kulturen wieder miteinander zu verbinden vermag, sobald diese eine geistige Gestaltungskraft verraten, wie sie innerhalb jener Urtradition auf die mannigfaltige Materie eingewirkt hat.

Derart betrachten wir das *heidnische Römertum* als die letzte große Schöpfungstat des nordischen Geistes, als den letzten universalen und während eines ganzen Zyklus zum Großteil geglückten Versuch, die Kräfte der Welt in den Formen einer heldischen, solaren Kultur wiedererstehen zu lassen: einer Kultur, die versperrt war für jede mystische Flucht; die festhielt am aristokratisch-indoeuropäischen Typus der *patres*, der Herren des Speers und des Opfers; die geheimnisvoll bestätigt wurde durch die nordischen Zeichen des Wolfes, des Adlers und der Axt; die lebendig war vor allem im olympischen Kult eines Zeus und eines Herakles, eines Apoll und eines Mars; im Gefühl, dem Göttlichen ihre Größe und ihre *aeternitas* zu verdanken; in der Tat als Ritus und im Ritus als Tat; im klaren und doch mächtigen Erlebnis des Übernatürlichen, das im *Imperium* selbst erkannt wurde und im Symbol des Cäsars als *numen* kulminierte.

Der Zusammenbruch des heidnischen Roms ist der Zusammenbruch des größten traditionellen und solaren Bollwerks, und in den Kräften, die vorwiegend zu diesem Sturz beigetragen haben, ist unschwer das zu erkennen, was den Weg zu allen darauffolgenden Abirrungen und Verstrickungen freigelegt hat, bis auf den Zustand des heutigen Europas.

Die finstere jüdisch-christliche Woge, die Feindin ihrer selbst und der Welt, die mit ihrer wütenden Zertrümmerung einer jeden Hierarchie, mit ihrer Verherrlichung der Schwachen, Enterbten, Herkunfts- und Traditionslosen, mit ihrem Groll gegen alles, was Kraft, Zulänglichkeit, Weisheit und Aristokratie ist, mit ihrem exklusiven und proselytenmacherischen Fanatismus wahrhaft Gift war für die Größe Roms und die Hauptursache ist für den Untergang des Abendlandes.

Die Religion Israels, die schon das Kollektivgefühl der »Schuld« und der »Sühne« bestimmte, aber vor allem nach der Niederlage und der Knechtschaft des »auserwählten Volkes« hervortrat und mit dem Prophetentum die Reste des aristokratischen Geistes der Pharisäer begrub, ruft die nämlichen negativen Kräfte des ägäisch-pelasgischen Tellurismus auf, welchen die achäischen Stämme unterjocht hatten; jene der Kaste der *çûdra*, der sogenannten »dunklen« Kaste – *krshña* – und dämonischen Kaste – *asurya* –, auf der sich in Indien, als Form über dem Chaos, die Hierarchien der drei höheren Kasten der Wiedergeborenen – *dwija* – erhoben, bis zum Typus des *brahmâna* und des als »großer Gott in Menschengestalt« begriffenen Königs; endlich die Kräfte dessen, was uns der

Mythos in Gestalt der nordischen *rinthursi* oder der Scharen von Gog und Magog überliefert, denen Alexander der Große den Weg durch eine symbolische eiserne Mauer versperrt hatte.

Diese Kräfte, die sich im frühen Christentum *geistig auswirkten, zerstörten den Geist*. Während sie dann auf der einen Seite, sich mildernd, in der katholischen Kirche die Formen einer *lunaren* Geistigkeit bestimmten, d. h. einer Geistigkeit, deren Typus nicht mehr der sakrale König, der solare Initiat oder der »Held« ist, sondern der Heilige, der vor Gott sich neigende Priester, und deren Ideal nicht mehr die kriegerisch-sakrale Hierarchie und der »Ruhm« ist, sondern die brüderliche Gemeinschaft und die *caritas* – sehen wir auf der anderen Seite, in der Reformation und im Humanismus, die anarchische, zersetzende antitraditionelle Urnatur eben dieser Kräfte. Und längs der politischen Revolutionen, im Liberalismus, im Anbruch des Kollektiven erzeugt eine Ursache die andere, folgt Sturz auf Sturz. In allen Formen der modernen Gesellschaft – bis zur Wissenschaft, zum Recht, zu den Illusionen der Technik und der Macht der Maschine – offenbart sich, wie paradox das auch klingen mag, der nämliche Geist; triumphiert der nämliche nivellierende Wille, der Wille zur Zahl, der Haß gegen die Hierarchie, die Qualität und die Differenzierung; festigt sich die kollektive, unpersönliche Fessel, aus gegenseitiger Unzulänglichkeit gefertigt, die einem aufrührerischen Sklavengeschlecht eignet.

Und weiter: Wie der jüdisch-christliche Mystizismus sich in jenem orphisch-dionysischen Pathos begegnet, das schon für das dorisch-nordische Griechenland eine Entstellung des antiken olympischen Kultes bedeutete, und in dem volkstümlichen Isis-Mystizismus, aus dem Verfall der solaren ägyptischen Tradition erstanden, so ist jenes Element der »Passion«, das mit dem Messianismus und Chiasmus das Gemisch der kaiserlichen Plebs bestimmte – gegenüber der überlegenen Ruhe der cäsarischen Führer, der schlichten Größe des homerischen Helden, der geläuterten Geistigkeit und dem autarkischen Ideal des heidnischen »Philosophen« und Initiaten – auch die Wurzel jeder modernen Verirrung im romantischen, infinitistischen und irrationalistischen Sinne. Nach seiner Säkularisierung führt uns dieser Mystizismus bis zu den Mythen des »Aktivismus« und des zeitgenössischen Fortschrittsaberglaubens, bis zur semitischen Mystik des Instinkts und des »élan vital«, bis zur Verherrlichung des »Geschehens« und des »Lebens«, kurz, bis zur Vergötterung des wilden, untermenschlichen, kollektiven Elementes des Menschen, das heute mehr als je entfesselt zu sein scheint – so sehr, daß es Individuen und Völker in eine von ihnen selbst nicht gewollte Richtung hineintreibt.

Vor dem Sturz erhob sich, der jüdisch-christlichen Flut gegenüber, noch einmal die *andere* Kraft, gleichsam um eine entscheidende Alternative aufzustellen für den fernerer Verlauf der abendländischen Geistesgeschichte. Es war die Tradition der Arier Irans, die in Form des kriegerischen Kultes des *Mithra* erstand, des *avatâra* des antiken arischen Gottes des leuchtenden Himmels, des »Beherrschers der Sonne«, des »Töters des Stieres«, des Helden mit der Fackel und der Axt, des Symbols der Wiedergeborenen »durch die Macht«, den ein synkretistischer, aber darum nicht weniger bedeutungsvoller Mythos dem hyperboreischen Gotte des Goldenen Zeitalters angleicht. Aber stärkere Kräfte drosselten auch diese »solare« Möglichkeit ab.

Darauf die letzte große Abwehr: das *Heilige Römische Reich Deutscher Nation*. In den sogenannten »Barbaren«

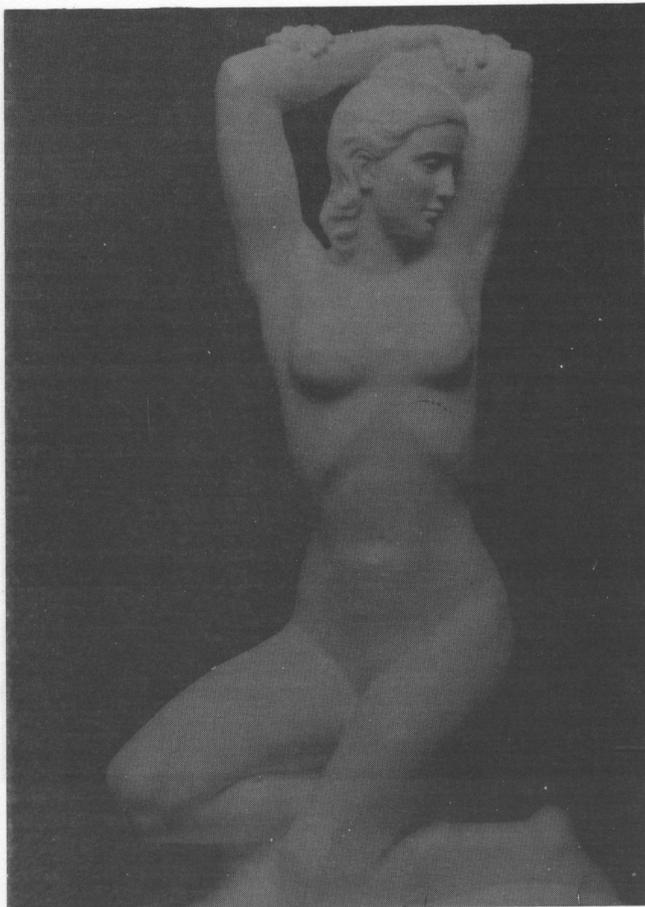
treten uns in Wirklichkeit Rassen entgegen, die eng verwandt sind mit den achäischen, paleo-iranischen, paleorömischen und im allgemeinen mit den nordischen, und die sich sozusagen im Zustand vorgeschichtlicher Reinheit erhalten haben. Und wenn ihr Auftauchen in Bezug auf die materielle Seite des schon judischchristianisierten Imperiums zerstörerisch erscheinen konnte, so kam es, von einem höheren Standpunkt aus, doch einem belebenden Zufluß heroischen Geistes gleich, einem Kontakt, der mit einer Kraft galvanisierte, die jener geistesverwandt ist, welcher die heidnische *romanitas* ursprünglich ihre solare Größe verdankte. So aufersteht in der Welt das alte römische Symbol, unmittelbar von den Kräften des Nordens verteidigt.

Die ökumenische Kultur des kaiserlichen und feudalen Mittelalters, jenseits ihres nur nominellen christlichen Glaubensbekenntnisses, müssen wir vor allem unter diesem Gesichtspunkt bewerten. Aus ihr spricht eine nordisch-römische Geistigkeit, deren Miliz das Rittertum war; deren überpolitisches Zentrum das gibellinische Kaiserideal war; deren heimliche Seele, sich dem Christentum widersetzt und einer älteren und höherstehenden Tradition getreu, alles das war, was verborgen in Legenden, Mythen, kämpferischen und ritterlichen Weihen fortlebte, von den Templern und den Grausrittern bis zu den *fedeli d'amore*.

Nach dem Untergang der mittelalterlichen Kultur, nach der Vernichtung dieses strahlenden europäischen Frühlings in seiner ersten Blüte, nach der Entfesselung jener Kräfte, die zu einer Verweltlichung, einem Partikularismus und einem zersetzenden Humanitarismus geführt haben, sind die Wege zum letzten Sturz frei. Die Kraft der Tradition wechselt vom Sichtbaren zum Unsichtbaren hinüber, wird ein Erbe, das sich in einer geheimen Kette von Wenigen zu Wenigen überträgt. Und heute erahnen sie Einige in noch verworrenen, noch ans Menschliche und ans Materielle gebundenen Versuchen. Es sind Menschen, oft unbekannt, oft aber aufblitzende wie tragische Meteore – Nietzsche –, die zusammengebrochen sind unter dem Gewicht einer Wahrheit, welche, zu groß für sie, nun auf andere wartet, die sie wieder zu erfassen und sich so für sie einzusetzen wissen, daß sie von neuem, hart, kalt vor ihren Feinden ersteht in der großen Erhebung: derjenigen, von der es noch einmal abhängen wird, ob sich das Abendland in seinen Untergang findet oder eine neue Morgenröte erlebt. ◆

(Eugen Nerdinger)





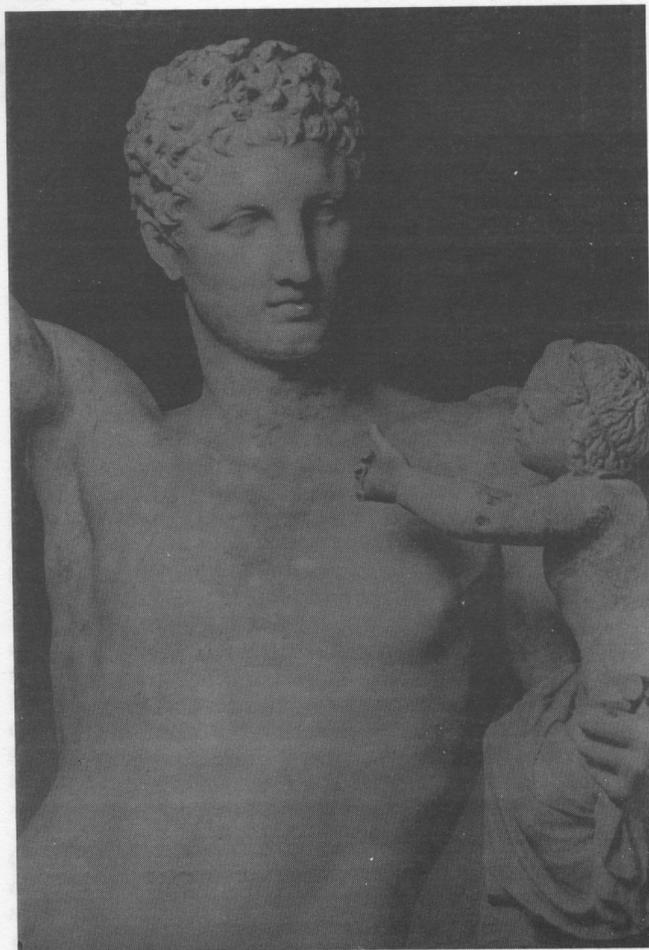
Die gesamte griechische Bildhauerkunst, von der minoischen bis zur hellenistischen, gibt Göttinnen und Göttern goldene Haare und eine übermenschliche Gestalt. Oben: Fritz Klimsch, Anadyomene. Unten: Hermes des Praxiteles, 340 v.d.Z.

Das Volk.

DER PHYSISCHE TYPUS
DER INDOEUROPÄER
Prof. Dr. Jean Haudry

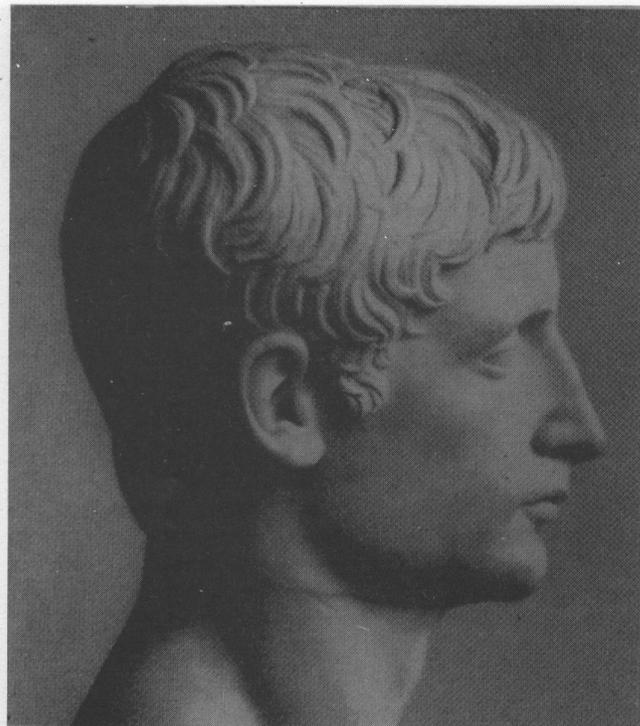
Seit über einem Jahrhundert haben die Linguisten immer wieder behauptet, daß der Begriff des Indoeuropäischen sich auf eine Sprachgemeinschaft beziehe, die keine rassische Homogenität bedinge. Der Ausdruck »indoeuropäische Rasse« mag zwar unangemessen sein; es ist dennoch legitim, die von den Sprechenden dargestellten physischen Merkmale bestimmen zu wollen. Dazu verfügen wir über zwei Informationsquellen: die anthropologische Untersuchung der Menschenknochen, die an (aus anderen Gründen) als indoeuropäisch geltenden Fundorten ausgegraben wurden, sowie die Zeugnisse der frühen Texte und bildlichen Dokumente. Diese zweite Quelle hat den Vorteil, von keiner Hypothese abhängig zu sein. Nun treffen diese Zeugnisse übereinstimmend auf die Nordvölker zu, wenn nicht auf das gesamte Volk, so doch auf seine Oberschichten.

Die Germanen würden, so Tacitus, den ersten Fall veranschaulichen: »Ich selbst schließe mich den Meinungen derer an, die glauben, daß die Stämme Germaniens – in keiner Weise durch eheliche Verbindungen mit anderen Völkern verfälscht – ein eigenwüchsiges, reines Volk von unvergleichlicher Eigenart sind. Darum ist auch die äußere Erscheinung trotz der großen Zahl von Menschen bei allen die gleiche: Alle haben trotzig, blaue Augen, rotblondes Haar und hünenhafte Leiber.« (*Germania*, IV) Die moderne Anthropologie hat dieses Urteil allerdings korrigiert.¹ Bei den Kelten »trifft man seltener auf das



klassische Ideal des großen starken Kelten mit blondem Schopf und milchweißer Haut«. ²Das liegt – nach Auffassung derselben Autoren – daran, daß »die Kelten in ihren einzelnen Staaten nur eine aristokratische und kriegerische Minorität waren«. Der Brauch des Haarbleichens weist auf die soziale Bedeutung des physischen Typus hin. Dieser Umstand ist noch mehr ausgeprägt im vedischen Indien, wo Indra, der blonde Gott (*hári-*) den arischen Kriegern den Sieg über ihre dunkelhäutigen Gegner, die »nasenlosen« *dasá-* gibt; letztere bilden die dämonische Rasse der Finsternis, wie die *Fomore* der irischen Sage. Das Weiß der Haut ist nämlich die Farbe des Licht- bzw. Tageshimmels, während die schwarze Farbe zum Nachthimmel und zur Hölle gehört. Die Übereinstimmung zwischen physischem Typus und sozialem Status kommt im *Merkgedicht von Rig (Edda)* zum Ausdruck: Jarl, der Adlige, ist hellblond (»Licht war sein Haar, hell die Wange«), Karl, der Freie, ist rothaarig und hat frische Wangen, Thraell, der Knecht, ist dunnelhäutig. Obwohl blonde Haare in Armenien selten vorkommen, erwähnt das armenische Volksepos schon deshalb so oft dieses physische Merkmal seiner Helden. Und in Griechenland »sind die klassischen Dichter, von Homer bis Euripides, darauf versessen, uns die Helden als groß und blond darzustellen. Die gesamte Bildhauerkunst, von der minoischen bis zur hellenistischen, gibt Göttinnen und Göttern, mit Ausnahme vielleicht von Zeus, goldene Haare und eine übermenschliche Gestalt.« ³ Zwar, P. Faure weist darauf hin, war der physische Durchschnittstypus ein ganz anderer, aber das Zeugnis ist umso bedeutungsvoller: Der nordische Typus wird schon deshalb als physisches Ideal angesehen, weil es der Typus der höheren Bevölkerungsschicht war. Das bezeugen die bildlichen Quellen. In seiner Studie über das griechische Profil zeigte

(Archiv)



Augustus, 63 v.d.Z. — 14 n.d.Z., erster römischer Kaiser.
Unten: Venus von Capua.

(Archiv)



R. Peterson⁴, daß die Bildnisse von Eupatriden (Adligen) alle Züge des nordischen Typs aufweisen. Dort, wie in Indien, wo eine Gesetzgebung die zwischenständische Heirat verbot, sind die physischen Unterschiede zwischen den höheren Kasten, in denen der nordische Typus weitgehend vertreten ist, und den unteren, in denen er völlig ausbleibt, deutlich sichtbar.⁵ Die Untersuchung der in Kurgan gefundenen Gebeine bekräftigt diese Angaben: Dort »überwiegen die hochgewachsenen Dolichocephalen mit schmaler, stark gebogener Nase und einem ebenfalls schmalen Gesicht, das feiner und viel enger ausfällt als bei den stämmigen Cromagnon-Menschen aus dem Dnjepr-Becken.«⁶ L. Kilians jüngste Studie⁷ bekräftigt gänzlich diese Ansichten, indem sie den Unterschied zwischen der schmalen Gesichtsform in der eigentlichen nordischen Rasse und der die dalische Rasse kennzeichnenden breiten Form besonders hervorhebt. Und er schließt mit den Worten: »Wir dürfen wohl von einer engeren ursprünglichen Verbindung mindestens eines erheblichen Teiles der Indogermanen mit der nordischen Rasse ausgehen.«

Die Rasseneinheit der indoeuropäischen Aristokratie muß durch die Endogamie verstärkt worden sein; ihr physischer Typus wurde als Zeichen der Überlegenheit, als Erscheinungsbild des sie beseelenden **ménos* angesehen. Man empfand sie als Bindeglied zwischen den indoeuropäischen Fremdvölkern, über die Sprachunterschiede (die dennoch den 'Barbaren' abgrenzen) hinaus und trotz der sie gegeneinander hetzenden Konflikte: Wie ließe sich Äschylus' erstaunliche Bezeichnung der streitenden persischen und griechischen Nationen als »Schwestern des gleichen Bluts« sonst erklären (*Die Perser*, 185-186)?

Die heutige Hämatologie bekräftigt unverhofft die Intuitionen des traditionellen Denkens. Das – heutzutage in Westeuropa und im nahen Osten beobachtbare – Mißver-



Unbekannter Hellene aus dem 5. Jh.

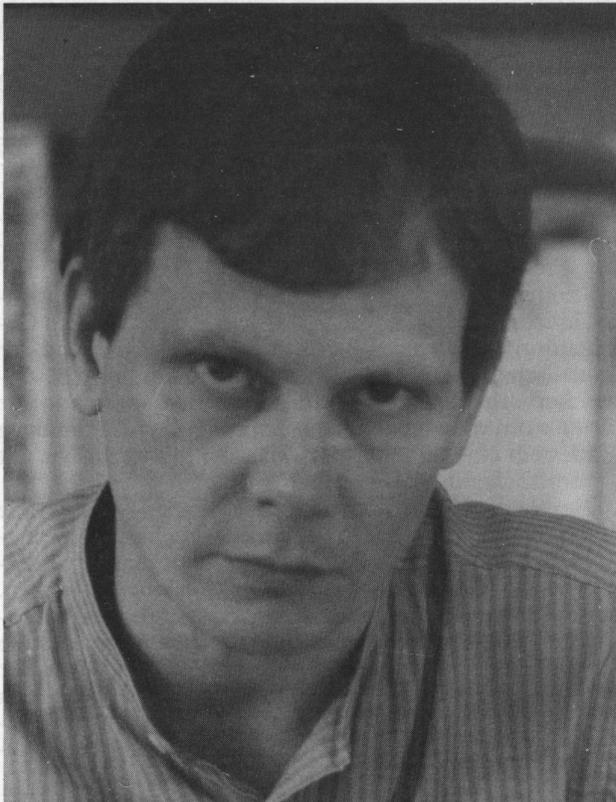
hältnis zwischen den Genen HLA-A1 und HLA-B8 zum Beispiel führten L. Degos, A. Jacquard und J. Dausset auf die indoeuropäischen Völkerwanderungen zurück.⁸ ◆

- 1 M. Much, *Die Germania des Tacitus*, S. 95; Hans F. K. Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, passim.
- 2 F. Le Roux, C. J. Guyonvarc'h, *La civilisation celtique*, S. 57.
- 3 F. Faure, *La vie quotidienne en Grèce au temps de la guerre de Troie*, S. 48.
- 4 R. Peterson, *JIES*, 2, 1974, S. 385-406.
- 5 Hans F. K. Günther, *Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens*, 1934, S. 67; L. Renou, J. Filliozot, *L'Inde Classique*, I, S. 48.
- 6 G. D. Kumar, *JIES*, I, 1973, S. 66-67.
- 7 L. Kilian, *Zum Ursprung der Indogermanen*, Bonn 1983.
- 8 *Actualités hématologiques*, 1976, 10. Reihenfolge, S. 223; vgl. ebenfalls J. Bernard, *Le sang et l'histoire*, 1983, S. 41.

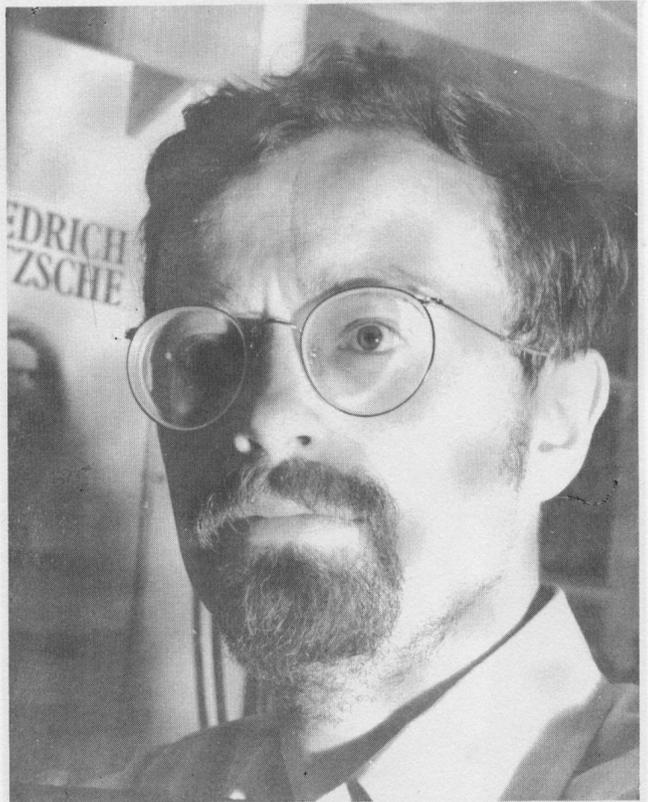
Quellenhinweis

Otto Huth: *Sagen, Sinnbilder, Sitten des Volkes*, Widukind-Verlag / Alexander Boß, Berlin 1942.
 Hans F. K. Günther: *Frömmigkeit nordischer Artung*, Verlag Franz v. Bebenburg, Pähl/Obb. 1963.
 Julius Evola: *Imperialismo pagano – Il fascismo dinanzi al pericolo euro-cristiano*, con una appendice polemica sulle reazioni di parte guelfa, Atanor, Todi-Roma 1923; dt: *Heidnischer Imperialismus*, Armanen-Verlag, Leipzig 1933.
 Jean Haudry: *Les Indo-Européens*, Presses Universitaires de France, Paris 1981; dt: *Die Indo-Europäer*, Thule-Bibliothek, Karolinger-Verlag, Wien 1986.

(Infopress)



(Foto: Hansmann)



Im Namen der Redaktion und des Thule-Seminars wünschen wir unseren Lesern und Freunden ein erbauliches Julfest und eine kraftspendende Jahreswende! Links: Pierre Krebs. Rechts: Burkhard Weecke.



*O Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
»Ich schlief, ich schlief —
»Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —
»Die Welt ist tief,
»Und tiefer als der Tag gedacht.
»Tief ist ihr Weh —
»Lust — tiefer noch als Herzeleid:
»Weh spricht: Vergeh!
»Doch alle Lust will Ewigkeit —
»— will tiefe, tiefe Ewigkeit!«*

FRIEDRICH NIETZSCHE